Class PR4963
Book .A47
PRESENTED BY

46
1671

Gedichte

von

Thomas Babington Macaulay.

Deutsch

von

Dr. Alexander Schmidt.

Altrömische Lieder. Ivry. Die Armada.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.

1853.

PR4963
A47

Gift
Central Bureau of the
Central Verein
Jc. 2, 1922

Inhaltsanzeige.

	Seite
Vorrede	1
Horatius	33
Die Schlacht am See Regillus	71
Virginia	119
Die Weissagung des Capys	147
Ivry	173
Die Armada	179

Vorwort des Ueberſetzers.

Die nachfolgende Ueberſetzung der Gedichte Macaulay's verdankt ihre Entſtehung der wärmſten Bewunderung für den großen Meiſter des erzählenden Styls, und dem Wunſch, etwas mehr von ſeiner Art und Weiſe wiederzugeben als durch eine bloße Verdollmetſchung geſchehen kann. Die größte Tugend eines Ueberſetzers iſt die Treue; darüber dürfte nicht leicht ein Zweifel aufkommen. Daß aber nicht derjenige treu überſetzt, welcher jeder Sylbe des Originals ſklaviſch nachgeht, ſondern wer denſelben Geſammteindruck hervorzubringen weiß wie ſein Original; daß es nicht allein darauf ankommt, wie ein Schriftſteller ſich in ſeiner Sprache ausgedrückt hat, ſondern noch mehr darauf, wie er ſich in der Sprache des Ueberſetzers ausgedrückt haben würde, um dieſelbe Wirkung hervorzubringen, darüber ſcheinen nur wenige im Klaren zu ſein.

Ich weiß ſehr wohl, wie weit ich bei meinem Verſuch hinter der Kraft und ſinnlichen Fülle des Originals zurückge-

blieben bin, und wünsche herzlich, daß die Schuld davon nur mich, und nicht auch die deutsche Sprache treffen möge.

Doch auch in diesem unvollkommenen Gewande wird ein Dichter wie Macaulay sich hoffentlich einer guten Aufnahme erfreuen. Wir Deutsche namentlich können von Neuem von ihm lernen, was er uns schon einmal gelehrt hat, was wir aber in unserm Dichten und Trachten nur zu leicht wieder vergessen: daß das Geheimniß der Kunst auf der sinnlichen Anschaulichkeit, und daß das Geheimniß des Lebens auf klaren und einfachen Zwecken beruht.

Danzig, den 16. Januar 1853.

A. Schmidt.

Vorrede.

Daß die sogenannte „Geschichte" der römischen Könige und ersten Consuln zum großen Theil sagenhaft ist, haben seit Beaufort's Zeit wenige Gelehrte in Abrede zu stellen gewagt. Es ist gewiß, daß dreihundert und einige sechzig Jahre nach dem Zeitpunkt, den man gewöhnlich für die Gründung der Stadt angiebt, das Staatsarchiv durch die Gallier so gut wie vollständig vernichtet wurde. Es ist gewiß, daß nach diesem Ereigniß wieder mehr als anderthalb Jahrhunderte vergingen, bis man die ältesten Jahrbücher der Republik zusammenzutragen begann. Es unterliegt also auch keinem Zweifel, daß die großen lateinischen Geschichtschreiber der augusteïschen Periode nicht im Besitz derjenigen Materialien waren, ohne welche eine zuverlässige Darstellung der ersten Zeiten der Republik füglich nicht geliefert werden konnte. Sie gestehen selber ein, daß die Chroniken, welche

ihnen zu Gebote ſtanden, mit nie gefochtenen Schlachten und nie eingeweihten Conſuln angefüllt waren; und es fehlt uns nicht an vollgültigen Beweiſen, daß die wichtigſten Ereigniſſe, wie z. B. der Ausgang der Kriege gegen Porſena und Brennus, in jenen Chroniken gröbliche Entſtellung erfahren hatten. Bei ſo bewandten Umſtänden wird ein Mann von Urtheil die auf uns gekommene Sage mit großer Vorſicht aufnehmen. Er wird vielleicht geneigt ſein, die angeblichen Gründer der bürgerlichen und religiöſen Verfaſſung Roms, den Sohn des Mars und den Gatten der Egeria, für rein mythologiſche Figuren zu halten und ſie mit Perſeus und Irion in Eine Reihe zu ſtellen. In dem Maße, wie er dann den Grenzen der verbürgten Geſchichte näher kommt, wird auch ſeine Schwergläubigkeit ſchwinden. Er wird einräumen, daß die weſentlichſten Theile der Erzählung auf Wahrheit beruhen müſſen. Aber den Details wird er faſt durchweg mißtrauen, nicht allein weil ſie ſelten von ſicheren Beweiſen unterſtützt ſind, ſondern auch weil er überall, ſelbſt da wo ſie die Grenzen der phyſiſchen Möglichkeit nicht überſchreiten, jenen eigenthümlichen, ebenſo leicht zu erkennenden als ſchwer zu bezeichnenden Charakter in ihnen entdecken wird, der die Gebilde der Phantaſie von der Welt der Wirklichkeit unterſcheidet, in welcher wir leben.

Die älteſte Geſchichte Roms iſt in der That weit poetiſcher als Alles, was die lateiniſche Literatur ſonſt hervorgebracht hat.

Die Liebe der Vestalin und des Kriegsgottes; die Wiege im Schilf der Tiber; der Feigenbaum; die Wölfin; die Schäferhütte; die Wiedererkennung; der Brudermord; der Raub der Sabinerinnen; der Tod Tarpeja's; der Fall des Hostus Hostilius; die Flucht des Mettus Curtius durch den Sumpf; die Frauen, die mit zerrissenem Gewand und fliegenden Haaren zwischen ihre Väter und Gatten stürzen; die nächtlichen Zusammenkünfte Numa's und der Nymphe bei der Quelle des heiligen Hains; der Kampf der Horatier und der Curiatier; der Ankauf der sibyllinischen Bücher; die Frevelthat Tullia's; der verstellte Wahnsinn des Brutus; die zweideutige Antwort, die das delphische Orakel den Tarquiniern gab; die Entehrung der Lukretia; die Heldenthaten des Horatius Cocles, des Scävola und der Clölia; die Schlacht am Regillus, gewonnen durch den Beistand der Dioskuren; der Kampf am Cremera; das tragische Schicksal Coriolan's; das noch tragischere Schicksal Virginia's; die abenteuerliche Sage von der Austrocknung des Albaner-Sees; der Zweikampf zwischen Valerius Corvus und dem gallischen Riesen, — diese und viele andere Beispiele werden jedem Leser sofort gegenwärtig sein.

In der Darstellung des Livius, eines Mannes von Phantasie und Geschmack, haben jene Geschichten viel von ihrem ursprünglichen Charakter bewahrt. Und selbst auch der geschmacklose Dionysius vermochte die Verunstaltung nicht bis zu nackter Prosa

zu treiben. Ihm zum Trotz schimmert durch die unerquickliche Schulweisheit seiner elf Bücher die Poesie hervor. Sie ist noch in den ermüdendsten und in den oberflächlichsten neueren Werken erkennbar. Sie belebt den langweiligen Ton der Universal History, und verleiht dem Goldsmithschen Abriß noch da einen Reiz, wo er am trockensten wird.

Schon zur Zeit Plutarch's gab es Männer von Urtheil, welche die hergebrachte Erzählung von der Gründung Roms verwarfen, weil sie ihnen mehr nach einem Roman oder Drama, als nach Geschichte aussah. Plutarch, dem diese Ungläubigkeit nicht behagte, wußte auf ihre Gründe nichts Besseres zu erwiedern, als daß der Zufall mitunter zum Dichter werde und eine Kette von Ereignissen ins Leben rufe, welche von den künstlichsten Erfindungen der Poesie nicht zu unterscheiden seien*). Obgleich

---

*) *Ὕποπτον μὲν ἐνίοις ἐστὶ τὸ δραματικὸν καὶ πλασματῶδες· οὐ δεῖ δὲ ἀπιστεῖν, τὴν τύχην ὁρῶντας, οἵων ποιημάτων δημιουργός ἐστι.* Plut. Rom. VIII. Kein zweiter Satz in griechischer Sprache, in welchem der Sinn so auf der Hand liegt, ist so gröblich gemißdeutet worden, wie diese merkwürdige Stelle. Die lateinische Uebersetzung von Cruserius, die französische von Amyot, die ältere englische von Verschiedenen, und die neuere von Langhorne, alle ohne Ausnahme verfehlen den Sinn des Originals ganz und gar. Keiner von den Uebersetzern hat einmal gesehen, daß *ποίημα* ein Gedicht bedeutet. Sie geben sämmtlich dafür „Ereigniß."

man aber das Vorhandensein eines poetischen Elements in der ältesten Geschichte der großen Stadt schon vor so vielen Jahrhunderten wahrnahm, so war man doch weit entfernt, die Quelle aufzufinden, aus welcher dasselbe herzuleiten war. Der erste Kritiker, der auf diese bestimmt hinwies, war Jacob Perizonius, einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten Philologen des siebzehnten Jahrhunderts. Seine Theorie fand nur geringe oder gar keine Beachtung, bis sie in unserer Zeit von Niebuhr wieder aufgenommen wurde, einem Manne, der der erste Schriftsteller seiner Zeit gewesen wäre, wenn sein Talent Wahrheiten mitzutheilen, zu seiner Gabe, sie aufzufinden, in einigem Verhältniß gestanden hätte. Mehrere ausgezeichnete Gelehrte in unserm eignen Vaterlande, namentlich der Bischof von St. David's, der Professor Malden, und der zu früh verstorbene Arnold, haben jene Theorie zu der ihrigen gemacht. Gegenwärtig scheint sie bei allen Kennern des klassischen Alterthums Aufnahme gefunden zu haben; und sie beruht in der That auch auf so triftigen innern und äußern Gründen, daß sie schwer umzustoßen sein dürfte.

Eine gemeinfaßliche Auseinandersetzung dieser Theorie und der Beweise, auf die sie sich stützt, ist vielleicht auch für Leser, denen die Bekanntschaft mit den alten Sprachen abgeht, nicht ohne Interesse.

Die auf uns gekommene lateinische Literatur ist jünger als der Anfang des zweiten punischen Kriegs, und besteht fast ausschließlich aus Nachbildungen griechischer Muster. Die lateinischen Versmaße — das heroische sowohl wie das elegische, das lyrische wie das dramatische — sind griechischen Ursprungs. Das beste lateinische Epos ist ein schwacher Nachhall der Iliade und Odyssee. Die besten lateinischen Idyllen sind Nachahmungen des Theokrit. Der Verfasser des vollendetsten Lehrgedichts lateinischer Zunge entlehnte seinen Plan dem Hesiod. Die lateinischen Trauerspiele sind schlechte Nachbildungen der Meisterwerke des Sophokles und Euripides; die Lustspiele freie Uebersetzungen des Demophilus, Menander und Apollodorus. Die lateinische Philosophie nahm die Systeme der Stoa und der Academie unverändert an; und die großen lateinischen Redner hatten ohne Ausnahme die Reden des Demosthenes und Lysias als Muster vor Augen.

Allein es gab eine ältere und im wahren Sinne des Worts lateinische Literatur, welche vollständig untergegangen ist, welche beinahe vollständig untergegangen war, lange bevor die Männer, die wir als die größten lateinischen Schriftsteller anzusehn gewohnt sind, geboren wurden. Diese Literatur war reich an metrischen Romanzen, wie man sie bei jedem Volke findet, wo bei viel Geist und Wißbegierde die Buchstabenschrift noch wenig Verbreitung gefunden hat. Alle menschlichen Wesen, die nicht

mehr im Zustande völliger Wildheit leben, tragen nach Belehrung über vergangene Zeiten Verlangen und hören mit Entzücken Erzählungen an, die dem Auge des Geistes Gemälde vorführen. Aber nur in sehr aufgeklärten Gesellschaften sind Bücher leicht zugänglich. Darum macht die rhythmische Form, die auf einer hohen Culturstufe ein bloßer Luxusartikel ist, bei weniger cultivirten Völkern beinahe ein Lebensbedürfniß aus, und wird weniger darum geschätzt, weil sie das Ohr ergötzt, als weil sie das Gedächtniß unterstützt. Wer eine interessante Geschichte zu ersinnen oder auszuschmücken weiß und sie in eine Form zu bringen versteht, die sich der Erinnerung leicht einprägt, wird bei einem Volke, welches Unterhaltung und Belehrung über Alles liebt, aber keine Bibliotheken besitzt, immer ein sehr willkommener Mann sein. Dies ist der Ursprung der Balladen-Poesie, eines Literaturzweiges, der wohl in jeder Gesellschaft auf einer gewissen Bildungsstufe zur Blüthe kommt. Tacitus erzählt uns, daß bei den alten Germanen Gesänge die einzigen Denkzeichen der Vergangenheit waren. Wir ersehen aus Lucan und Ammianus Marcellinus, daß die Helden der alten Gallier in den Versen der Barden fortlebten. Unter den Revolutionen vieler Jahrhunderte behauptete die Poesie der Minstrels ihren Einfluß auf den teutonischen und celtischen Volksstamm. Chriemhildens Rache an den Mördern Siegfrieds wurde in Gedichten gefeiert, auf welche Deutschland mit Recht noch heute stolz ist. Die Angelsachsen priesen die Thaten Athelstans, die Dänen die Tha-

ten Kanuts in rohen Reimen, von denen noch einige Bruchstücke erhalten sind. Die Lieder der welschen Harfner brachten durch Jahrhunderte der Finsterniß ein dunkles Andenken an Arthur auf die Nachwelt. In den schottischen Hochlanden trifft der Sammler noch jetzt auf einige Ueberreste der alten Gesänge von Cuthullin und Fingal. Das Andenken des langen Freiheitskampfs der Servier gegen die osmanische Macht wurde in Liedern voll kriegerischen Geistes aufbewahrt. Herrera erzählt, daß in Peru beim Tode eines Inka kunstverständige Männer beauftragt wurden, ihn in Versen zu rühmen, die dann das ganze Volk auswendig lernte und an Festtagen öffentlich sang. Jedes Dorf kennt im nördlichen Persien die Balladen, in denen Kurroglu, der große Freibeuter von Turkestan, seine eigenen Abenteuer erzählt. Kapitän Beechey hörte von den Barden der Sandwich-Inseln Lieder auf die Großthaten Tamehameha's, des ruhmvollsten ihrer Könige. Mungo Park fand im Innern Afrika's eine Klasse von Bänkelsängern, die einzigen Annalisten ihrer rohen Stämme, und hörte von ihnen die Geschichte des Siegs, welchen Damel, der Negerfürst der Jaloffs, über Abdulkader, den muselmännischen Tyrannen von Foota Torra, davongetragen. Zu hoher Schönheit gelangte diese Gattung der Poesie in Castilien, bevor man dort toskanische Vorbilder nachzuahmen begann. Zu noch höherer in England und im schottischen Tieflande, im Lauf des vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Zur Vollendung aber kam sie im alten

Griechenland; denn es läßt sich nicht bezweifeln, daß die großen homerischen Gedichte, der Gattung nach, Balladen sind, wie hoch sie auch an erhabener Schönheit über allen andern Balladen und fast über Allem stehen mögen, was der Mensch auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat.

Wie es der allgemeinen Erfahrung entspricht, daß die Balladendichtung in einem gewissen Stadium der gesellschaftlichen Entwickelung zur Blüthe kommt, so entspricht es ihr auch, daß dieselbe Dichtungsart auf einer spätern Stufe der Entwickelung zu niedrig angeschlagen und vernachlässigt wird. Die Kenntnisse erweitern, die Sitten ändern sich; große fremde Muster des Geschmacks erwecken Studium und Nachahmung. Die Phraseologie der Minstrels veraltet. Ihr Versbau, der sein Maß nur vom Ohr erhielt und darum an Unregelmäßigkeiten reich ist, erscheint roh und gesetzlos. Ihre Einfachheit heißt Armuth neben den zierlichen Formen und der bunten Farbenpracht solcher Künstler wie Cowley und Gongora. In unverdienter Verachtung bei Gelehrten und Gebildeten, leben die alten Lieder noch eine Zeitlang im Munde des gemeinen Mannes, und gehn dann endlich — und nur zu oft unwiederbringlich — verloren. Wir können uns nicht wundern, daß die Balladen Roms ganz und gar untergegangen sind, wenn wir bedenken, wie die unsers Vaterlandes und Spaniens, trotz der Erfindung der Buchdrukkerkunst, bei einem Haar demselben Schicksal erlegen wären. Und

unzweifelhaft deckt die Vergessenheit viele englische Lieder, die mit jedem andern in der Sammlung des Bischofs Percy den Vergleich aushalten, und viele spanische, die nicht schlechter sind als die besten von denen, welche Herr Lockhart uns so glücklich übersetzt hat. Vor achtzig Jahren besaß England nur Eine zerfetzte Abschrift von Childe Waters und Sir Cauline, und Spanien nur Eine zerfetzte Abschrift des erhabenen Gedichts vom Cid. Eine Lichtschnuppe, ein stöbernder Hund, hätte die Welt in einem Augenblick für immer um diese trefflichen Dichtungen bringen können. Sir Walter Scott, der mit dem Feuer eines großen Dichters den gründlichen Forschergeist und den geduldigen Fleiß eines großen Gelehrten verband, kam gerade zu rechter Zeit, um die kostbaren Ueberreste der Minstrelpoesie des Grenzlandes zu retten. In Deutschland hatte man das Nibelungenlied lange völlig vergessen, als es im achtzehnten Jahrhundert zum ersten Mal nach einer Handschrift gedruckt wurde, die sich in der alten Bibliothek einer Adelsfamilie vorfand. Das einzige Volk, welches auf seinem ganzen Wege von der Einfachheit bis zur höchsten Cultur keinen Augenblick seine alten Balladen zu lieben und zu bewundern aufhörte, waren die Griechen.

Daß die ältesten Römer eine Balladen-Poesie besaßen, und daß diese Poesie untergegangen ist, kann demnach nicht befremden. Es müßte im Gegentheil befremden, wenn jene Entwikkelungen nicht vor sich gegangen wären, und wir würden berech-

tigt sein, sie für höchst wahrscheinlich zu erklären, selbst wenn wir keine directen Beweise dafür hätten. Aber wir haben directe Beweise von dem entscheidendsten Gewicht.

Ennius, der in der Zeit des zweiten punischen Kriegs blühte, galt im augusteischen Zeitalter für den Vater der lateinischen Poesie. Allerdings war er der Vater der zweiten lateinischen Dichterschule, der einzigen, deren Werke auf uns gekommen sind. Aber wir erfahren von Ennius selbst, daß es Dichter gab, die zu ihm in demselben Verhältniß standen wie der Verfasser der Romanze vom Grafen Allarcos zu Garcilaso, oder der Verfasser des Lytell Geste of Robyn Hode zu Lord Surrey. Ennius spricht von Versen, welche die Faunen und Barden vor Alters sangen, als noch Niemand sich der Eleganz der Rede befleißigte, Niemand die Gipfel erklommen hatte, die den Göttinnen des griechischen Gesanges heilig sind. „Wo", fragt Cicero wehmüthig, „sind nun jene alten Verse?" *)

---

*) „Quid? Nostri veteres versus ubi sunt?
Quos olim Fauni vatesque canebant,
Cum neque Musarum scopulos quisquam superarat,
Nec dicti studiosus erat." Brutus, XVIII.
Es darf nicht unbeachtet bleiben, daß die Musen griechische Gottheiten sind. Die italienischen Göttinnen des Gesanges waren die Camönen. In einer spätern Periode brauchte man beide Bezeichnungen in demselben Sinne, aber in der Zeit des Ennius machte man wahrscheinlich

Ein Zeitgenosse des Ennius war Quintus Fabius Pictor, der älteste der römischen Annalisten. Seine Erzählung von der Kindheit und Jugend des Romulus und Remus, wie Dionysius sie uns aufbewahrt hat, enthält eine sehr merkwürdige Bezugnahme auf die altlateinische Poesie. Er sagt, daß seine Landsleute noch zu seiner Zeit Balladen auf die Zwillinge zu singen pflegten. „Schon in der Hütte des Faustulus" — so scheint der Wortlaut jener alten Lieder gewesen zu sein — „waren die Kinder der Rhea und des Mars, in Gestalt und Sinn, nicht wie Schweine- und Rinderhirten, sondern so, wie man sich die vorstellt, in denen das Blut von Königen und Göttern fließt"*).

---

einen Unterschied. In der Grabschrift des Nävius, des Repräsentanten der alten italischen Dichterschule, trauern die Camönen, nicht die Musen, um den Verlust ihres Verehrers. Die Musarum scopuli sind offenbar die Gipfel des Parnaß.

Scaliger stellt in einer Anmerkung zum Varro (De lingua Latina, lib. VI.) die sinnreiche Vermuthung auf, daß die Faunen, welche der Aberglaube späterer Zeiten als ein Geschlecht von Ungeheuern, halb Götter, halb Thiere, darstellte, vielleicht in Wahrheit eine Klasse der Bevölkerung waren, die im alten Latium dieselben Geschäfte zu verrichten hatte, wie die Magier in Persien und die Barden in Gallien.

*) *Οἱ δὲ ἀνδρωθέντες γίνονται, κατά τε ἀξίωσιν μορφῆς καὶ φρονήματος ὄγκον, οὐ συοφορβοῖς καὶ βουκόλοις ἐοικότες, ἀλλ' οἵους ἄν τις ἀξιώσειε τοὺς ἐκ βασιλείου τε φύντας γένους, καὶ ἀπὸ δαιμόνων σπορᾶς γενέσθαι νομιζομένους, ὡς ἐν τοῖς πατρίοις ὕμνοις*

Cato Censorinus, welcher ebenfalls in der Zeit des zweiten punischen Kriegs lebte, that dieser verlorenen Literatur in

---

ὑπὸ Ῥωμαίων ἔτι καὶ νῦν ᾄδεται. Dion. Hal. I, 79. Man hat diese Stelle bisweilen so angeführt, als ob Dionysius in eigner Person spräche. Er, der Grieche, müßte darnach so emsig oder so glücklich in seinen Nachforschungen gewesen sein, werthvolle Ueberreste jener altlateinischen Poesie zu entdecken, deren Verlust die größten lateinischen Schriftsteller seiner Zeit als hoffnungslos beklagten. Eine solche Annahme hat indeß wenig Wahrscheinlichkeit für sich, und aus dem Zusammenhange dürfte es wohl deutlich hervorgehen, daß Dionysius, wie auch Reiske und andere Herausgeber schlossen, nur den Fabius Pictor citirte. Die ganze Stelle hat das Ansehen eines Auszuges aus einer alten Chronik, und wird mit den Worten eingeleitet: *Κόϊντος μὲν Φάβιος, ὁ Πίκτωρ λεγόμενος, τῇδε γράφει.*

Es ließe sich noch ein anderer Beweis geltend machen, der der Beachtung nicht unwerth scheint. Der Verfasser der angeführten Stelle erwähnt einer Strohhütte, welche zu seiner Zeit zwischen dem Gipfel des Palatinus und dem Circus stand. Diese Hütte, sagt er, sei von Romulus gebaut worden, und werde stets auf Staatskosten in Stand gehalten, doch ohne alle Verschönerung. Zur Zeit des Dionysius gab es nun allerdings in Rom eine Strohhütte, welche die des Romulus gewesen sein sollte. Aber sie stand, wie wir aus Vitruv ersehn, nicht in der Nähe des Circus, sondern auf dem Capitol (Vitruv. II, 1). Soll demnach Dionysius in eigner Person gesprochen haben, so können wir seine Angabe mit der des Vitruv nur durch die Annahme vereinigen, daß man in des Augustus Zeit zu Rom zwei Strohhütten hatte, welche beide, als von Romulus herrührend, in Ehren gehalten wurden. Dagegen lassen sich aber triftige Einwendungen machen. Weder Dionysius noch Vitruv spricht von mehr als Einer Hütte.

seinem verlorenen Werke über die Alterthümer seines Vaterlandes Erwähnung. Es habe, sagte er, viele Jahrhunderte vor

---

Dio Cassius erzählt, daß unter der langen Regierung Augusts die Hütte des Romulus zweimal in Brand gerathen sei (XLVIII, 43. LIV, 29). Würde er uns nicht, wenn es zwei solche Hütten gegeben hätte, gesagt haben, von welcher er sprach? Ein englischer Historiker würde wohl schwerlich über ein Feuer in Queen's College Bericht erstatten, ohne anzugeben, welches Queen's College er meinte, das zu Oxford oder das zu Cambridge. Marcus Seneca, Macrobius und Conon, ein griechischer Schriftsteller, aus welchem Photius ausführliche Auszüge gemacht hat, erwähnen nur Eine Romulus-Hütte, die auf dem Capitol (M. Seneca, Contr. I, 6, Macrob., Sat. I, 15, Photius, Bibl. 186). Ovid, Livius, Petronius, Valerius Maximus, Lucius Seneca und Hieronymus erwähnen nur Eine Romulus-Hütte, ohne ihre Lage näher zu bezeichnen (Ovid. Fasti III, 183; Liv. V, 53. Petronius, Fragm.; Val. Max. IV, 4. L. Seneca, Consolatio ad Helviam; D. Hieron. ad Paulinianum de Didymo).

Jede Schwierigkeit schwindet bei der Annahme, daß Dionysius nur den Fabius Pictor citirte. Nichts kann wahrscheinlicher sein, als daß die Hütte in Fabius' Zeit noch in der Nähe des Circus stand, aber lange vor Augustus nach dem Capitol herübergeschafft wurde, als dem Ort, der sich wegen seiner Sicherheit und Heiligkeit am meisten zur Aufbewahrung einer so kostbaren Reliquie eignete.

Die Art, wie Plutarch sich darüber ausdrückt, bestätigt diese Vermuthung. Er beschreibt sehr genau den Platz von Romulus' Wohnhaus auf dem Abhange des Palatin, der zum Circus herabführt; aber er deutet mit keiner Sylbe an, daß das Haus dort noch zu sehen gewesen wäre. Man kann im Gegentheil aus seinen Worten folgern, daß es nicht mehr dort stand. Noch schlagender ist das Zeugniß So-

seiner Zeit Balladen gegeben zum Preise berühmter Männer, und bei Gastmälern sei es Sitte gewesen, daß jeder der Tischgenossen, wenn an ihn die Reihe kam, mit Flötenbegleitung daraus vortrug. „Hätten wir doch noch", ruft Cicero aus, „die alten Balladen, von denen Cato spricht!"*)

Genau dieselbe Nachricht giebt auch Valerius Maximus, ohne seine Quelle zu nennen, er bemerkt dabei, daß die altrömischen Balladen wahrscheinlich von größerm Nutzen für die Jugend gewesen seien als alle Vorlesungen der atheniſchen Schu-

---

lin's. Er beschreibt, wie Plutarch, die Stelle, wo Romulus gewohnt, und sagt ausdrücklich, die Hütte sei dort gewesen, in seiner Zeit aber nicht mehr da. Ihre Lage kam, wie man sieht, nicht in Vergessenheit, und der Platz behielt vermuthlich seinen alten Namen, in ähnlicher Weise wie bei uns Charing Croſſ und Haymarket. So hat man sich wohl die Worte casa Romuli zu erklären, in Victor's Beschreibung der zehnten Region Roms unter Valentinian.

*) Cicero bezieht sich zweimal auf diese wichtige Stelle in Cato's Antiquitäten: „Gravissimus auctor in Originibus dixit Cato, morem apud majores hunc epularum fuisse, ut deinceps, qui accubarent, canerent ad tibiam clarorum virorum laudes atque virtutes. Ex quo perspicuum est, et cantus tum fuisse rescriptos vocum sonis, et carmina." Tusc. Quaest. IV, 2. Ferner: „Utinam exstarent illa carmina, quae, multis saeculis ante suam aetatem, in epulis esse cantitata a singulis convivis de clarorum virorum laudibus, in Originibus scriptum reliquit Cato." Brutus 19.

len, und daß man dem Einflusse der Volksdichtung Männer wie Camillus und Fabricius zu verdanken habe*).

Varro, der in allen auf die Alterthümer seines Vaterlandes bezüglichen Fragen eine der ersten Autoritäten ist, erzählt, es sei bei Gastmälern einst Brauch gewesen, daß Knaben, bald mit bald ohne Flötenbegleitung, alte Balladen zum Preise von Männern der Vorzeit sangen. Er fügt hinzu, daß diese jungen Leute unbescholten waren, ein Umstand, den er wahrscheinlich deshalb nicht unerwähnt läßt, weil die Sittlichkeit der Sängerknaben bei den Griechen, und zu seiner Zeit auch bei den Römern, in keinem sonderlichen Rufe stand**).

Die Angaben Cato's, Varro's und des Valerius Maximus werden, obwohl nur gelegentlich, durch das Zeugniß des Horaz bestätigt. Der Dichter weissagt, daß die Römer unter

---

*) Majores natu in conviviis ad tibias egregia superiorum opera carmine comprehensa pangebant, quo ad ea imitanda juventutem alacriorem redderent.... Quas Athenas, quam scholam, quae alienigena studia huic domesticae disciplinae praetulerim? Inde oriebantur Camilli, Scipiones, Fabricii, Marcelli, Fabii. Val. Max. II, 1.

**) In conviviis pueri modesti ut cantarent carmina antiqua, in quibus laudes erant majorum, et assa voce, et cum tibicine (Nonius, Assa voce pro sola).

der friedlichen Regierung Auguſt's nach ihrer Väter Weiſe die Thaten tapfrer Führer und die alten Sagen vom Urſprung der Stadt ... vollen Bechern zur Flöte ſingen werden*).

Nach dem Allen iſt der Satz, daß Rom eine Balladendichtung beſaß, nicht bloß an ſich in hohem Grade wahrſcheinlich, ſondern auch durch die gewichtigſten Beweiſe in vollem Umfange dargethan.

Und nunmehr wird man leicht begreifen, wie es gekommen, daß die älteſte Geſchichte der Stadt faſt unter allen andern Erſcheinungen der lateiniſchen Literatur ſo einzig daſteht, urſprünglich wo faſt Alles Nachahmung war, phantaſiereich mitten in der Proſa. Wir können es wohl ohne Bedenken ausſprechen, daß die herrlichen, ſchwungvollen und wahrhaft nationalen Sagen, die einen ſo auffallenden Gegenſatz zu Allem bilden, was

---

*) Nosque et profestis lucibus et sacris,
Inter jocosi munera Liberi,
Cum prole matronisque nostris,
Rite Deos prius apprecati,

Virtute functos, more patrum, duces,
Lydis remixto carmine tibiis,
Trojamque, et Anchisen, et almae
Progeniem Veneris canemus. Carm. IV, 15.

sie umgiebt, abgebrochene und entstellte Bruchstücke jener alten Poesie sind, die schon in der Zeit des Cato Censorinus veraltet war, und von welcher Cicero nie eine Zeile gehört hatte.

Daß man diese Poesie untergehen ließ, wird nicht befremden, wenn man bedenkt, wie vollständig der Triumph des griechischen Genius über den italischen Volksgeist war. Die lateinischen Sänger haben vermuthlich schon früh einzelne Züge aus Homer und Herodot entlehnt*); aber erst nach dem Kriege gegen Pyrrhus begann die römische Poesie ihren alten ausonischen Charakter abzulegen. Die Umwandlung ging schnell vor sich. Die Sieger, wie Horaz sagt, gingen gefangen im Gefolge der Besiegten. Gerade als das römische Volk zu unbestrittenem politischen Uebergewicht gelangte, beugte es seinen Nacken unter das geistige Joch. Gerade als Griechenland das Scepter seiner Hand entgleiten sah, wurde die Herrschaft seiner Sprache und Kunst allgemein und despotisch. Die Revolution siegte allerdings nicht ohne Kampf. Nävius scheint der letzte der alten Dichterreihe gewesen zu sein. Ennius war der Gründer einer neuen Dynastie. Nävius feierte den ersten punischen Krieg in saturnischen Versen, dem nationalen Metrum Italiens**).

---

*) S. die Vorrede zum Lied von der Schlacht am Regillus.

**) Cicero spricht an mehr als einer Stelle von diesem Gedicht des Nävius mit hoher Achtung; Ennius verspottete und plünderte es.

Ennius besang den zweiten punischen Krieg im Versmaß der

Ueber das saturnische Versmaß vergleiche man Hermann's Elementa doctrinae metricae, III, 9. Der saturnische Vers bestand nach den Grammatikern aus zwei Theilen, einem catalectischen jambischen Dimeter (⏑–⏑–⏑–⏑–⏒) und drei Trochäen (–⏑–⏑–⏑–⏒). Aber die altlateinischen Dichter scheinen sich damit unbegrenzte Freiheiten erlaubt zu haben. Der vollkommenste erhaltene saturnische Vers rührt nicht von einem Künstler von Fach, sondern von einem Dilettanten her:

Dabunt malum Metelli Naevio poetae.

In Bezug auf die Geschichte dieses Versmaßes herrschte unter den Gelehrten große Meinungsverschiedenheit. Daß es mit einem griechischen, von Archilochus angewandten Metrum völlig übereinstimmt, läßt sich nicht bestreiten (Bentley, Phalaris XI). Aber bei aller Achtung vor der Autorität des Terentianus Maurus, und vor der noch größeren Autorität Bentley's, möchten wir die Uebereinstimmung doch für zufällig halten. Wir finden denselben rohen und einfachen Rhythmus in verschiedenen Ländern, unter Umständen, welche jeden Gedanken an Nachahmung ausschließen. Bischof Heber hörte in einem bengalischen Dorfe die Kinder singen „Radha, Radha," nach der Melodie von My boy Billy. Weder die castilianischen noch die deutschen mittelalterlichen Minstrels hatten von Paros oder dem alten Rom etwas gelernt. Nichtsdestoweniger enthält sowohl der Cid als auch das Nibelungenlied viele saturnische Verse; z. B.

Estas nuevas a mio Cid eran venidas.
A mi lo dicen; a ti dan las orejadas.

Man mochte michel wunder von Sifride sagen.
Wa ich den Künic vinde daz soll man mir sagen.

Iliade. Der ältere Dichter sagte in der Grabschrift, welche er

---

Es kann in der That keine vollkommenere saturnische Zeile geben als folgende, die man in jeder englischen Kinderstube hört:

The queen was in her parlour eating bread and honey;

aber wir können überzeugt sein, daß der Verfasser dieser Zeile von Nävius und Archilochus nichts borgte.

Auf der andern Seite hat es durchaus nichts Unwahrscheinliches, daß vielleicht zwei bis drei Jahrhunderte vor Ennius ein lateinischer Minstrel Sybaris oder Crotona besuchte, archilochische Verse singen hörte, am Metrum Gefallen fand und es in Rom einführte. So viel steht fest — mag nun das saturnische Maß in Italien einheimisch gewesen sein oder nicht — es wurde dort so früh und so vollständig naturalisirt, daß sein fremder Ursprung in Vergessenheit kam.

Bentley sagt zwar, daß Nävius zuerst den saturnischen Vers aus Griechenland nach Italien verpflanzte. Aber das ist nur obiter dictum (beiläufig hingeworfen), um mich einer Phrase unserer Gerichtshöfe zu bedienen, und würde von dem unvergleichlichen Kritiker, dessen Andenken von allen Freunden der Wissenschaft verehrt wird, bei genauerer Ueberlegung nicht weiter festgehalten worden sein. Der Gründe, die man gegen Bentley's Behauptung — denn es ist eine bloße Behauptung ohne Beweis — geltend machen könnte, giebt es unzählige. Einige wenige werden genügen.

1. Bentley's Behauptung steht mit dem Zeugniß des Ennius im Widerspruch. Ennius spottete über Nävius, weil er den ersten punischen Krieg in Versen erzählte, wie die altitalischen Barden sie anwandten, bevor man sich mit der griechischen Literatur beschäftigte. Das Gedicht des Nävius war aber in saturnischem Metrum. Ist es denkbar, daß Ennius sich solcher Ausdrücke bedient hätte, wenn der

sich selbst setzte, und welche eine vortreffliche Probe der altrömischen Sprache und Versification ist, mit wehmüthigem Stolz,

---

saturnische Vers damals eine aus Griechenland gekommene Neuerung gewesen wäre?

2. Bentley's Behauptung steht mit dem Zeugniß des Horaz im Widerspruch. „Als Griechenland", heißt es bei diesem, „seine Künste in unser barbarisches Land brachte, verschwanden jene rauhen saturnischen Maße." Würde Horaz so gesprochen haben, wenn diese Maße kurz vor dem Hexameter aus Griechenland gekommen wären?

3. Nicht minder mit dem Zeugniß des Festus und Aurelius Victor, welche beide die bestimmte Angabe enthalten, daß die ältesten Weissagungen, die man den Faunen zuschrieb, in saturnischen Versen abgefaßt waren.

4. Endlich auch mit dem Zeugniß des Terentianus Maurus, auf welchen Bentley selbst sich beruft. Terentianus Maurus sagt zwar, daß das saturnische Metrum, welches die Römer von frühen Zeiten her (credidit vetustas) für eine italische Erfindung gehalten, in Wahrheit von den Griechen entlehnt gewesen. Aber er sagt nicht, daß Nävius es zuerst entlehnte. Seine Ausdrücke lassen vielmehr auf das Gegentheil schließen; denn wie hätten die Römer von frühen Zeiten her dies Versmaß für ein einheimisches Product Latiums halten können, wenn es in einer Zeit geistigen und wissenschaftlichen Strebens, in der Zeit, aus welcher Ennius, Plautus, Cato Censorinus und andere ausgezeichnete Schriftsteller hervorgingen, von Griechenland herübergebracht wäre? Verhielte es sich wirklich so, wie Bentley behauptet, so wären die Römer über den griechischen Ursprung des saturnischen Versmaßes ebenso wenig im Zweifel gewesen, wie über den des Hexameters oder der sapphischen Strophe.

daß die lateinische Sprache mit ihm ins Grab gehe*). Was dem Horaz für die erste matte Morgendämmerung der römischen Literatur galt, erschien dem Näbius als ihr Untergang. In Wahrheit ging die eine Sonne unter, während die andere emporstieg.

Der Sieg des fremden Geschmacks war vollständig; und man kann die Römer wohl kaum darum tadeln, daß sie sich von den rohen Liedern, an denen sich ihre Väter ergötzt, mit Verachtung abwandten und den unsterblichen Werken Griechenlands ihre ungetheilte Bewunderung zollten. Verachtet von den Vornehmen und Gebildeten, deren Erziehung in Rhodus oder Athen vollendet war, blieben die nationalen Romanzen, wie sich annehmen läßt, noch einige Generationen hindurch das Entzücken des gemeinen Mannes. Während Virgil in den wohltönendsten Hexametern die Spiele der Landleute beschrieb, sangen eben diese Landleute noch immer ihre regellosen saturnischen Balladen**). Hätte man in der Zeit, als Cicero den unwiederbringlichen Verlust der von Cato erwähnten Gedichte beklagte, in den Gebirgsthälern des Apennin eine ebenso eifrige Nachforschung angestellt wie Sir Walter Scott sie unter den Nachkom-

*) Aulus Gellius, Noct. Att. I, 24.

**) Servius, ad Georg. II, 385.

men der Mosstroopers von Liddesdale anstellte, kann sein, daß man manche schönen Ueberreste der alten Minstrel-Poesie ans Licht gebracht hätte. Eine solche Nachforschung unterblieb. Die lateinischen Balladen gingen für immer verloren. Aber scharfsinnige Kritiker haben in der ältesten Geschichte Roms noch zahlreiche Bruchstücke dieser verlornen Poesie wahrnehmen wollen, wie man bisweilen auf klassischem Boden in eine plumpe Festungs- oder Kloster-Mauer eine Säule mit Laubwerk hineingebaut findet, oder einen Fries, auf dem die Amazonen und Bacchanten zu leben scheinen. Die Theater und Tempel der Griechen und Römer wurden zu den Steinbrüchen der Türken und Gothen herabgewürdigt. Gerade so ward die alte saturnische Poesie ein Steinbruch, aus dem sich ein Schwarm von Rednern und Annalisten das Material für ihre Prosa holte.

Es ist nicht schwierig nachzuweisen, in welcher Weise die Umwandlung der alten Gesänge in ihre jetzige Gestalt vor sich ging. Leichenreden und Chroniken scheinen die Zwischenglieder gewesen zu sein, welche die verlorenen Balladen mit den noch vorhandenen Geschichten verknüpften. Schon sehr früh war es Brauch, bei der Bestattung eines edlen Römers eine feierliche Rede zu halten. Bei einer solchen Gelegenheit erwartete man, wie Polybius mittheilt, von dem Redner, daß er alle Verdienste aufzählte, die sich die Vorfahren des Verstorbenen seit den ältesten Zeiten um die Republik erworben. Es läßt sich kaum be-

zweifeln, daß der damit beauftragte Sprecher auch die Volkslieder benutzte, die er zu seinem Zweck brauchen konnte. Und ebenso natürlich ist es, daß die Familie eines ausgezeichneten Mannes eine Abschrift der Rede, die über seiner Leiche gehalten war, aufbewahrte. Die alten Chronikenschreiber nahmen, wie man denken kann, ihre Zuflucht zu diesen Reden; und die großen Historiker einer spätern Periode zu den Chroniken.

Es mag der Mühe werth sein, diese verschiedenen Stadien an einer einzelnen Erzählung deutlich zu machen. Die Beschreibung des Auszugs der Fabier nach dem Cremera gehört zu den schönsten der vielen schönen Stellen in den ersten Büchern des Livius. Der Consul steht im Feldmantel auf dem Vorhof seines Hauses, und ordnet seinen Stamm, 306 waffenfähige Männer, alle von demselben stolzen Patricierblut, alle würdig, von den Fasces begleitet zu werden und die Legionen zu befehligen. Ein niedergeschlagenes und besorgtes Gefolge von Freunden giebt den Abenteurern das Geleit durch die Straßen. Aber die Stimme der Klage wird von dem Jauchzen der bewundernden Tausende übertönt. Wie der Zug beim Capitol vorbeigeht, steigen Gebete und Gelübde auf, doch vergebens. Die geweihte Schaar läßt den Janus zur Rechten und zieht durch das Thor des Unheils seinem Verhängniß entgegen. Nachdem sie Alles gethan, was Tapferkeit gegen erdrückende Uebermacht vermag, kommen alle um, bis auf ein Kind, den

Stamm, aus welchem das große Geschlecht der Fabier zum Heil und Ruhm der Republik von neuem aufsprießen sollte. Daß diese schöne Romanze, deren Einzelheiten so voll poetischer Wahrheit und so ganz entblößt von allem Anschein historischer Wahrheit sind, ursprünglich aus einem bei Gastmählern oft mit Beifall gesungenen Liede herrührte, ist im höchsten Grade wahrscheinlich. Auch kann man sich leicht eine Vorstellung davon machen, wie die weitere Verpflanzung vor sich ging. Der berühmte Quintus Fabius Maximus, welcher etwa zwanzig Jahre vor dem ersten punischen Krieg und mehr als vierzig Jahre vor Ennius' Geburt starb, wurde, wie erzählt wird, mit außerordentlichem Pomp begraben. Die dabei gesprochene Lobrede erzählte und übertrieb ohne Zweifel alle großen Thaten seiner Vorfahren. Waren damals Gesänge vorhanden, welche eine lebendige und ergreifende Beschreibung jenes schmerz- und ruhmreichsten Ereignisses in der langen Geschichte des fabischen Hauses enthielten, so kann nichts natürlicher sein, als daß der Lobredner seinen Vortrag mit den schönsten Zügen derselben ausschmückte. Nach wenigen Menschenaltern hatte man vielleicht die Gesänge vergessen, oder sie lebten doch nur in der Erinnerung von Schäfern nnd Weingärtnern. Die Rede aber lag gewiß im fabischen Familien-Archiv aufbewahrt. Was liegt mehr auf der Hand, als daß Fabius Pictor eine Urkunde, welche seine persönlichen Gefühle so nahe berührte, sehr wohl kannte und reichliche Auszüge daraus in seine rohe Chronik einschaltete?

Diese Chronik, wissen wir, war die älteste, die Livius zu Gebote stand. Livius erkannte auf einen Blick die kühnen Striche des vergessenen Dichters aus ihrer saft- und kraftlosen Umgebung heraus, frischte sie mit zartem und kräftigem Pinsel wieder auf, und machte sie unsterblich.

So etwas mußte in Rom geschehen können, denn Aehnliches ist auch anderwärts geschehen, z. B. in unserm Vaterlande. Vielleicht kann Perizonius' Theorie nicht besser deutlich gemacht werden, als indem man zeigt, daß das, was er nur für alte Zeiten voraussetzt, ohne allen Zweifel in neuen Zeiten stattgefunden hat.

„Die Geschichte", sagt Hume mit dem größten Ernst, „hat einige Beispiele von Edgar's Liebschaften aufbewahrt, aus denen wir einen Schluß auf die übrigen ziehen können." Er erzählt dann höchst angenehm die Geschichten von Elfleda und Elfrida, zwei Geschichten, die ein äußerst verdächtiges Romanzen-Ansehn haben und in ihrem ganzen Character einigen Sagen des alten Roms sehr ähnlich sind. Als seine Quelle führt er die Chronik des William von Malmesbury an, eines Zeitgenossen des Königs Stephan. Die große Mehrzahl der Leser glaubt, daß die Unterschiebung Elfleda's an Stelle ihrer jungen Herrin, die List, durch welche Athelwold Elfrida's Hand gewann, die Entdeckung dieser List, die Jagdpartie, und die Rache

des verliebten Königs ebenso unzweifelhafte Thatsachen sind wie die Hinrichtung der Anna Boleyn oder die aufgeschlitzte Nase des Sir John Coventry. Gehn wir jedoch auf William von Malmesbury zurück, so finden wir, daß Hume in seinem Eifer, diese hübschen Mährchen zu erzählen, einen sehr wichtigen Umstand übersehen hat. William erzählt nemlich allerdings beide Geschichten, fügt aber ausdrücklich hinzu, daß er für ihre Wahrheit nicht bürge, da sie auf keiner besseren Autorität beruhten als auf Balladen*).

Auf diese Art sind jene beiden bekannten Erzählungen auf die Nachwelt gekommen. Sie erschienen ursprünglich in poetischer Form. Aus Balladen fanden sie ihren Weg in eine alte Chronik. Die Balladen gingen unter, die Chronik erhielt sich. Als die Balladen seit Jahrhunderten vergessen waren, zog ein großer Geschichtschreiber die Chronik zu Rathe. Ueberrascht von den frischen Farben dieser alten Sagen, übertrug er sie auf seine Blätter; und so finden wir die Erfindungen eines Minstrels, dessen Werke vermuthlich nie niedergeschrieben wurden, dessen Name vergessen, dessen Dialect veraltet ist, als unzweifelhafte Thatsa-

*) „Infamias quas post dicam magis resperserunt cantilenae.“ Edgar scheint in den angelsächsischen Balladen sehr unbarmherzig behandelt worden zu sein. Er war der Liebling der Mönche; und Mönche und Minstrels waren Todfeinde.

chen in einem Geschichtswerke aufgeführt, welches wahrscheinlich so lange dauern wird wie die englische Sprache. Nach diesem Beispiel wird man nun auch die Möglichkeit, oder vielmehr die dringendste Wahrscheinlichkeit zugestehen müssen, daß die Geschichten von Romulus und Remus, und von den Horatiern und Curiatiern, ähnlichen Ursprungs sind.

Die castilianische Literatur bietet uns einen andern Fall dieser Art. Mariana, der klassische Geschichtschreiber Spaniens, erzählt die Geschichte der unglückseligen Heirath, welche der König Don Alonso zwischen den Erben von Carrion und den beiden Töchtern des Cid zu Stande brachte. Der Cid gab seinen Töchtern eine fürstliche Aussteuer mit. Aber die jungen Männer waren niederträchtig und hochmüthig, feig und grausam. Sie wurden in Gefahr erprobt und bewährten sich nicht. Sie flohen vor den Mauren, und als einmal ein Löwe aus seiner Höhle brach, liefen sie davon und verkrochen sich in einem unanständigen Versteck. Sie wußten, daß man sie verachtete, und sannen auf Rache. Sie nahmen von ihrem Schwiegervater einen zärtlichen Abschied und traten mit Donna Elvira und Donna Sol eine Reise an. An einem einsamen Ort fielen sie über ihre jungen Frauen her, entkleideten, geißelten sie und ließen sie dann für todt liegen. Aber einer aus dem Hause Bivar hatte Argwohn geschöpft und war den Reisenden in Verkleidung gefolgt. Die Damen kamen glücklich in das Haus ihres

Vaters zurück. Man wandte sich mit einer Klage an den König. Die Cortes entschieden, daß die Erben von Carrion die Aussteuer wiedererstatten, und mit einem dritten ihres Hauses gegen drei Ritter von der Partei des Cid fechten sollten. Die schuldigen Jünglinge wollten den Kampf ablehnen, aber alle Ausflüchte waren vergebens. Sie unterlagen in den Schranken und blieben für immer ehrlos, während sich große Fürsten um die Hand ihrer beleidigten Frauen bewarben *).

Einige spanische Schriftsteller haben sich abgemüht, durch Prüfung der Zeitangaben und Umstände die Unwahrheit dieser Geschichte zu beweisen. Einer solchen Widerlegung bedurfte es gar nicht, denn die ganze Erzählung trägt das Romanzen-Gepräge auf der Stirn. Wie sie sich in Mariana's Geschichte verirrt, liegt auf der Hand. Er bekennt sich den alten Chroniken verpflichtet, und hatte in diesem Fall ohne Zweifel die Cronica del famoso Cavallero Cid Ruy Diez Campeador vor sich, welche schon 1552 im Druck erschienen war. Er ahnte nicht, daß die schönsten Stellen dieser Chronik aus einem Gedicht des zwölften Jahrhunderts abgeschrieben waren, in welchem, trotz seiner lange veralteten Sprache und Versification, in nicht gemeinem Grade das Feuer der Iliade glühte. Aber so war es. Ueber anderthalb Jahrhunderte nach dem Tode

*) Mariana, X, 4.

Mariana's wurde diese ehrwürdige Ballade, von welcher eine unvollständige, vierhundert Jahre alte Abschrift auf Pergament zu Bivar aufbewahrt worden war, zum ersten Mal gedruckt. Nunmehr ergab es sich, daß alle interessanten Umstände in der Geschichte der Erben von Carrion aus einem Liede herrührten, von welchem der beredte Jesuit nie gehört, und welches einen Minstrel zum Verfasser hatte, dessen Name selbst lange vergessen war. *).

So, oder ungefähr so, scheint der Verlauf des Processes gewesen zu sein, durch welchen die verlorne römische Balladen-Poesie in Geschichte umgestaltet wurde. Diesen Proceß umzukehren, einige Partien der römischen Geschichte wieder in die Poesie umzuwandeln, aus welcher sie hervorgegangen, ist die Aufgabe dieses Werks.

In den folgenden Gedichten spricht der Verfasser nicht in eigener Person, sondern in der Person alter Sänger, welche nur das wissen, was man bei einem drei bis vier Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung geborenen Römer voraussetzen

*) Vgl. den Bericht, welchen Sanchez von dem Bivar-Manuscript giebt im ersten Bande der Coleccion de Poesias Castellanas anteriores al Siglo XV. Einen Theil der Geschichte der Herren von Carrion, im Gedicht vom Cid, hat Herr Frere in einer Weise übersetzt, die über alles Lob erhaben ist.

kann, und welche in keiner Hinsicht über die Leidenschaften und Vorurtheile ihrer Zeit und Nation erhaben sind. Diesen fingirten Dichtern müssen einige Verstöße angerechnet werden, auf die es unnöthig sein dürfte, noch besonders hinzuweisen. Der wahre Verstoß würde der sein, diese alten Dichter als gute Kenner der allgemeinen Geschichte und als sorgfältige Chronologen darzustellen. Auf ihre Rechnung kommt auch der engherzige Spott über die Griechen, der wüthende Parteigeist, die Verachtung der Künste des Friedens, die Liebe zum Krieg um seiner selbst willen, die ungroßmüthige Siegerfreude, die der Leser bisweilen wahrnehmen wird. Man zeichne einen Römer aus der Zeit des Camillus oder Curius frei von allem Nationalhaß; trauernd über die Verwüstung und das Blut, durch welches Herrschaft und Triumphe zu gewinnen sind; mit der Theilnahme eines Howard für menschliches Leiden; mit dem Zartgefühl des schwarzen Prinzen gegen besiegte Feinde; — und man wird sich an aller dramatischen Schicklichkeit versündigen. Die alten Römer besaßen einige große Tugenden, Standhaftigkeit, Mäßigkeit, Wahrhaftigkeit, Oppositionsgeist gegen Unterdrückung, Achtung vor der gesetzmäßigen Gewalt, Gewissenhaftigkeit in Verträgen, Uneigennützigkeit, glühende Vaterlandsliebe; aber christliche Liebe und ritterliche Großmuth waren ihnen gleich fremd.

Es würde offenbar unpassend gewesen sein, die Manier eines besondern Zeitalters oder Landes zu kopiren. Manches

habe ich jedoch von unsern eigenen alten Balladen entlehnt, und noch mehr von Sir Walter Scott, dem großen Wiederhersteller unsrer Balladen-Poesie. Am meisten bin ich der Iliade verpflichtet, was um so weniger bedenklich schien, da man allen Grund hat anzunehmen, daß die altlateinischen Minstrels wirklich diese unerschöpfliche Fundgrube poetischer Bilder benutzten.

Es wäre leicht gewesen, das vorliegende Büchlein durch Anmerkungen mit reichlichen Citaten zu einem beträchtlichen Umfange anzuschwellen; doch für einen gelehrten Leser sind solche Anmerkungen überflüssig; für den ungelehrten würden sie wenig Interesse darbieten; und für das Urtheil, welches sowohl Gelehrte als Ungelehrte über ein Werk der Einbildungskraft fällen, wird es immer mehr auf Ton und Geist des Ganzen als auf Specialitäten ankommen.

Horatius.

Zu den Partien der römischen Geschichte, welche poetischen Ursprungs waren, gehörte unzweifelhaft die Sage von Horatius Cocles. Wir besitzen verschiedene Darstellungen derselben, und diese weichen in nicht unwesentlichen Punkten von einander ab. Polybius hörte die Erzählung vermuthlich bei der Bestattung eines Consuls oder Prätors aus dem alten Geschlecht der patricischen Horatier; denn er führt sie als eine Probe der historischen Schilderungen an, mit welchen die Römer ihre Leichenreden auszuschmücken pflegten. Es ist auffallend, daß nach seiner Angabe Horatius die Brücke allein vertheidigte und im Wasser umkam. Nach den Chroniken, denen Livius und Dionysius folgten, hatte Horatius zwei Gefährten, schwamm glücklich an's Ufer und wurde mit Belohnungen und Ehren überhäuft.

Diese Abweichungen sind leicht erklärlich. Unsre eigne Literatur giebt uns ein genau entsprechendes Beispiel an die Hand. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Andenken an den Krieg gegen Porsena in Gedichten bewahrt wurde, die den beiden Balladen sehr ähnlich sahen, welche gleich vorn in den Relics of Ancient English Poetry stehen. In diesen beiden Balladen fechten die Engländer unter dem Percy gegen die Schotten unter dem Douglas. In der einen fällt der Douglas

durch einen ungenannten englischen Bogenschützen, und der Percy durch einen schottischen Lanzenträger; in der andern erschlägt der Percy den Douglas im Einzelkampf, und wird selbst gefangen genommen. In der erstern wird Sir Hugh Montgomery von einem northumbrischen Schützen durch's Herz geschossen, in der letztern wird er gefangen genommen und gegen den Percy ausgetauscht. Und doch beziehen sich beide Balladen auf dasselbe Ereigniß; und zwar auf ein Ereigniß, dessen sich vermuthlich noch manche Mitlebenden beider Dichter erinnern konnten. Der eine Minstrel sagt:

Old men that knowen the grounde well yenoughe,
Call it the Batell of Otterburn.

At Otterburn began this spurne
Uppon a monnyn day.
Ther was the dougghte Doglas slean,
The Perse never went away *).

Der andre faßt den Vorfall in folgenden Zeilen zusammen:

Thys fraye bygan at Otterborne
Bytwene the nyghte and the day;
Ther the Dowglas lost hys lyfe,
And the Percy was lede away **).

*) Alte Leute, die den Ort sehr wohl kennen, nennen es die Schlacht von Otterburn. Zu Otterburn begann dieser Streit an einem Montag. Dort wurde der tapfre Douglas erschlagen; der Percy ging nie von dannen.

**) Dieser Kampf begann zu Otterborn zwischen Nacht und Tag. Dort ließ der Douglas sein Leben, und der Percy wurde fortgeführt.

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß zwei altrömische Lieder von der Vertheidigung der Brücke handelten, und daß die von Livius überlieferte Darstellung von der Menge vorgezogen wurde, während die andre, welche den ganzen Ruhm dem Horatius allein zuschrieb, sich im horazischen Hause des größern Beifalls erfreute.

Die nachfolgende Ballade ist der Annahme nach etwa hundertzwanzig Jahre nach dem Kriege, welchen sie feiert, und kurz vor der Einnahme Roms durch die Gallier gedichtet. Der Verfasser scheint ein ehrsamer Bürger gewesen zu sein, stolz auf den Kriegsruhm seines Vaterlandes, der Parteizwistigkeiten müde, und sehr geneigt, die guten alten Zeiten zu preisen, die in Wahrheit nie existirt hatten. Die Anspielung auf die Parteilichkeit bei der Vertheilung des Gemeinlandes konnte jedoch nur aus dem Munde eines Plebejers kommen; und die Anspielung auf den betrügerischen Verkauf der Beute läßt auf die Zeit des Gedichts schließen, und zeigt, daß der Dichter die allgemeine Unzufriedenheit theilte, mit welcher das Verfahren des Camillus nach der Einnahme von Veji aufgenommen wurde.

Die vorletzte Sylbe des Namens Porsena ist kurz gebraucht, obgleich Niebuhr, ohne einen Grund für seine Ansicht anzuführen, erklärt, Martial habe in dem Vers

Hanc spectare manum Porsena non potuit,

einen offenbaren Fehler gemacht.

Es ist schwer zu begreifen, wie ein neuer Gelehrter — seine Verdienste mögen auch so unermeßlich sein, wie die Nie-

buhr's — die Behauptung wagen kann, Martial habe die Quantität eines Worts nicht gewußt, das er schon als Schulknabe hundertmal ausgesprochen und gehört haben muß. Niebuhr scheint auch vergessen zu haben, daß Martial Mitschuldige hat, mit denen er sich trösten kann. Horaz hat denselben offenbaren Fehler gemacht, denn er giebt uns als einen Vers in reinen Jamben:

Minacis aut Etrusca Porsenae manus.

Silius Italicus hat sich wiederholentlich in derselben Weise vergangen, z. B.

Cernitur effugiens ardentem Porsena dextram;

und:

Clusinum vulgus, cum, Porsena magne, jubebas.

Ein neuer Schriftsteller kann zufrieden sein, in solcher Gesellschaft zu irren.

Niebuhr's sinnreiche und wahrscheinliche Annahme, daß die drei Brückenvertheidiger die Repräsentanten der drei patricischen Tribus waren, ist in dem nachfolgenden Gedichte benutzt.

Horatius.

Ein Lied, verfaßt um das Jahr der Stadt CCCLX.

I.

Lars Porſena von Cluſium
Schwor zu den Göttern neun:
„Nicht fürder mehr ſoll Trübſal
Im Haus Tarquinens ſein!“
Zu den neun Göttern ſchwor er's,
Sagt' Ort und Stunde an,
Und ſchickte ſeine Boten fort,
Nach Oſt und Weſt und Süd und Nord,
Entbieten ſeinen Bann.

II.

Nach Oſt und Weſt und Süd und Nord
Die Boten reiten ſchnell;
Es hören der Trompete Ruf
Stadt, Hütte und Kaſtell.
Schmach über den Etrusker,
Der hin und her erwägt,
Wenn Porſena von Cluſium
Gen Rom ſein Banner trägt!

III.

Zu Roß und Fuß die Mannen,
Sie kommen allzumal
Von manchem vollen Markt herbei,
Aus manchem grünen Thal;
Aus manchem stillen Weiler,
Der hinter'm Fichtenforst
Am purpurnen Apenninus klebt,
Gleich eines Adlers Horst;

IV.

Vom stolzen Volaterrä,
Wo grimm die Veste schaut,
Für göttergleiche Könige
Von Riesen einst gebaut;
Von Populonia's Nehrung,
Wo man der Sarder Land
Mit seiner Spitzen Schnee erblickt
An des Südhimmels Rand.

V.

Von Pisä auch, der Fürstin
In dem Tyrrhener-Meer,
Wohin Massiliens Schiffe gehn,
Von blonden Sklaven schwer;

Von dorther, wo der Clanis
Durch Weinland zieht und Au;
Wo thurmgekrönt Cortona
Ragt in des Himmels Blau.

VI.

Wohl stehn die hohen Eichen
Am dunkeln Auser-Bach;
Wohl gehn dem Laub des Ciminus
Viel fette Hirsche nach;
Nichts schätzt der Tuskerhirte
Dem Strom Clitumnus gleich;
Kein Wasser liebt der Vogler wie
Volsinii's großen Teich.

VII.

Doch keine Art erdröhnt nun
Am dunkeln Auser-Bach;
Kein Jäger setzt den Ciminus
Hinauf den Hirschen nach;
Das Rind ruht am Clitumnus,
Der Hirte nicht zugleich;
Und furchtlos taucht das Wasserhuhn
In den Volsinierteich.

VIII.

Es machen heuer Greise
Arretium's Erntemath;
In Umbro treiben Knaben
Das störr'ge Schaf in's Bad;
Auch Luna's Männer zogen
Davon mit Gruß und Kuß,
Und in den Kufen schäumt der Most
Um lachender Mädchen Fuß.

IX.

Erles'ne Seher dreißig,
Die weisesten im Land,
Stehn Morgens früh und Abends spät
Lars Porsena zur Hand;
Betrachten spät und frühe
Den alten Schicksalsspruch,
Mit linker Hand auf Leinewand
Gesetzt im heil'gen Buch.

X.

Aus einem Mund die Dreißig
Verkünden frohes Wort:
„Zieh hin, zieh hin, Lars Porsena,
Der Himmel ist dein Hort;

Und kehre ruhmbeladen
In deiner Ahnen Haus,
Und schmücke Nurscia's Altar
Mit Römerschilden aus."

XI.

Und jede Stadt hat jetzo
Entsendet ihren Troß;
Zu Fuß sind achtzigtausend,
Zehntausend sind zu Roß.
Und vor den Thoren Sutriums
Stellt sich der große Bann;
Lars Porsena am Heerestag
War traun ein stolzer Mann.

XII.

Denn alle Tuskermannen
Sein Auge überschaut,
Aus Rom auch die Verbannten,
Und Freunde, kampfvertraut.
Mit mächtigem Gefolge
Den Zug zu mehren, kam
Mamilius auch von Tusculum,
Der Fürst von Latiums Stamm.

XIII.

Doch an der gelben Tiber
War Angſt und wilde Flucht,
Da Alles ſich vom platten Land
Nach Rom zu retten ſucht.
Weit um die Stadt die Wege
Verſperrt vom Menſchendrang —
Erſchrecklich war es anzuſehn.
Zwei Tag' und Nächte lang.

XIV.

Denn Greiſe an der Krücke,
Und Frau'n mit ſchwangerm Schooß,
Und Mütter, bleich und ſchluchzend
Um ihres Säuglings Loos;
Und hoch auf Sänften Kranke,
Und Bauern, ſonnverbrannt,
Vom Feld geflohn mit Sicheln
Und Stangen in der Hand;

XV.

Und Eſel viel und Mäuler
Mit Schläuchen voller Wein,
Und Schaf- und Ziegenheerden,
Und Rinder obendrein;

Und Wagen, schwerbeladen,
Und matte Gäule vor, —
Verstopfen schier mit Drängen
Und Lärmen jedes Thor.

XVI.

Und auf dem Fels Tarpeja's
Die bleiche Bürgerwacht
Sah schon der Dörfer Feuerschein
Roth leuchten durch die Nacht.
Die guten Väter hielten
Bei Nacht und Tage Rath,
Denn stündlich sprengt mit schlimmer Post
Ein Reiter in die Stadt.

XVII.

Schon streifen oft- und westwärts
Die Tuskerrotten um;
Kein Haus steht mehr, kein Zaunpfahl
In Crustumerium.
Bis Ostia hat Verbenna
Verheert das platte Land;
Die Wächter auf Janiculum
Schlug Astur's starke Hand.

XVIII.

Traun, auf dem ganzen Rathhaus
War kein Herz kühn genug,
Daß es ob solcher Zeitung
Nicht an die Rippen schlug.
Auf steht sofort der Consul,
Auf alle Väter stehn,
Und gürten sich die Toga auf,
Zur Mauer schnell zu gehn.

XIX.

Sie hielten vor dem Flußthor
Im Stehen schleunig Rath;
Da galt es kurz Besinnen,
Da galt es rasche That.
Rundweg erklärt der Consul:
„Die Brücke muß herab;
Der Feind hat schon Janiculum;
Der Fluß nur hält ihn ab."

XX.

Da stürzt' herbei ein Späher,
Vor Angst verwildert schier:
„Zum Schwert! zum Schwert! Herr Consul!
Lars Porsena ist hier."

Der Consul sah nach Westen
Entlang der Hügel Lauf,
Da zog des Staubes dunkler Sturm
Am Himmel rasch herauf.

XXI.

Und näher rollt und näher
Der Wirbelwind herbei;
Und aus der rothen Wolke Schooß
Hört man den Tritt von Mann und Roß,
Der Kriegstrompete hellen Stoß,
Und dumpfes Schlachtgeschrei.
Und wie aus schwarzer Wolke
Die Helle blitzend bricht,
So flimmern wie im Wetterschein
Nach rechts und links, und weit hinein,
Der blanken Helme lange Reih'n,
Der Speere blendend Licht.

XXII.

Und nah und immer näher
Kann man die Fahnen sehn,
Zwölf schöner Städte Fahnen,
Die in den Lüften wehn;

Doch Cluſiums ſtolzes Banner
Hoch über allen ragt,
Das Banner, dem der Umbrer,
Und dem der Gallier zagt.

XXIII.

Und ſchon erkennt man deutlich —
Deß war kein Bürger froh! —
An Waffenpracht und Herrſcheracht
Jedweden Lucumo.
Auf ſeinem flinken Falben
War Cilnius zu ſehn;
Und Aſtur, mit dem Rieſenſchwert
Und mit vierhäut'gem Schild bewehrt;
Tolumnius, in des Goldgurt's Zier;
Der finſtre Verbenna, vom Revier
Des ſchilfigen Thraſymen.

XXIV.

Hart an der Königsfahne
Saß er und ſchaut' herum
Auf elfenbeinernem Wagen,
Der Lars von Cluſium.
Zur Rechten ritt Mamilius,
Der Fürſt von Latium's Staat;
Und links der falſche Sertus,
Der Mann der böſen That.

XXV.

Doch als das Volk den Sertus
Im Feindesheer erkennt,
Da bebt von seinem Wuthgeheul
Des Himmels Firmament.
Es spei'n nach ihm und zischen
Die Weiber auf dem Dach;
Das Kind droht mit der kleinen Faust
Und schreit ihm Flüche nach.

XXVI.

Doch des Consul's Stirn war traurig,
Und kleinlaut war sein Wort;
Trüb schaut' er auf die Mauer hier,
Trüb auf die Feinde dort.
„Sie sind an uns, bevor man
Zerstört die Brücke hat;
Und haben sie die Brücke erst,
Was rettet dann die Stadt?"

XXVII.

Da sprach des Thores Hauptmann
Horatius, der Held:
„Ein jeder Mensch, früh oder spät,
Dem Tod zum Opfer fällt.

Und wer kann schöner sterben
Als wo Gefahr ihn ruft,
Für seiner Götter Tempel,
Für seiner Väter Gruft,

XXVIII.

„Und für die treue Mutter,
Die ihn als Kind gewiegt,
Und für das Weib, an dessen Brust
Sein liebes Knäblein liegt,
Für der Flamme Wächterinnen,
Die heil'gen, in der Stadt,
Vor Sextus sie zu retten,
Dem Mann der bösen That?

XXIX.

„Drum frisch an's Werk, Herr Consul,
Brecht ab der Brücke Joch;
Derweilen mit zwei andern
Hemm' ich die Feinde noch.
Wol tausend Feinden stehen
Im Engpaß drüben Drei.
Auf, Römerblut, wer steht mir gut
Im Brückenkampfe bei?"

XXX.

Und schnell sprach Spurius Lartius,
Ein Ramnier, stolz und frei:
„Mein sei der Stand zur rechten Hand;
Ich steh' im Kampf dir bei."
Drauf trat der starke Titier
Herminius zu den zwei:
„Zur linken dann, als dritter Mann,
Steh' ich im Kampf dir bei."

XXXI.

„Horatius," sprach der Consul,
„Es sei wie du gesagt."
Und flugs dem Feind entgegen ziehn
Die Dreie unverzagt.
Denn Römer schonten ehmals
In Rom's gerechtem Streit
Nicht Kind und Weib, noch Gut und Leib,
In der wackern alten Zeit.

XXXII.

Parteien gab es keine,
Es gab nur einen Staat;
Dem Armen stand der Reiche
Gern bei mit Rath und That;

Vertheilt ward Land und Beute
Nach Recht und Billigkeit;
Die Römer waren Brüder
In der wackern alten Zeit.

XXXIII.

Den Römer sieht der Römer
Für seinen Feind nun an;
Der Volkstribun zwackt den Senat,
Und der den armen Mann.
Im Bürgerzwiste hitzig,
Doch kalt in gutem Streit, —
Drum fechten wir nicht mehr wie einst
In der wackern alten Zeit.

XXXIV.

Hin ziehn die Drei und schnallen
Den Panzer fester an;
Der Consul aber greift zur Axt,
Den anderen voran;
Und Väter und Gemeine,
Mit Stange, Keil und Beil,
Sie hämmern los auf Plank' und Pfahl,
Und jeder thut sein Theil.

XXXV.

Sie kommt — ein herrlich Schauspiel —
Die tuskische Armee,
Erglänzend in der Sonne Glut,
Glied hinter Glied, wie Flut auf Flut
In weiter goldner See.
Vierhundert Trompeten schmettern
Ein lustig Kriegeslied,
Wie langsam das gewalt'ge Heer
Im Takt, mit eingelegtem Speer,
Die fliegenden Fahnen vor ihm her,
Zum Brückenkopfe zieht.

XXXVI.

Dort stehn die Drei, die Feinde
Betrachtend, ruhevoll.
Und aus der ganzen Vorhut
Ein laut Gelächter scholl.
Und aus den Reihen spornten
Drei Führer rasch heraus,
Und schwangen sich herab vom Pferd, —
Die Schilde hoch, mit blankem Schwert,
So flogen sie zum Strauß;

XXXVII.

Aunus vom grünen Weinland,
Das um Tifernum liegt;

Und Sejus, dessen Sklavenheer
In Ilva's Minen siecht;
Und Picus, Clusiums Vasall
In Fried' und Kriegsgefahr,
Gezogen mit der Umbrermacht,
Wo über grauem Felsenschacht
Nequinum's bräu'nde Veste wacht
Am Rand des bleichen Nar.

XXXVIII.

Held Lartius stürzt den Aunus
Hinunter in den Fluß;
Den Sejus spaltet bis zum Kinn
Der starke Herminius;
Ein heißer Stoß auf Picus
Aus des Horatius Hand, —
Und des Umbrers goldne Rüstung
Klirrt in dem blut'gen Sand.

XXXIX.

Drauf eilt zum Kampfe Oenus
Aus der Falisker Schaar,
Und Lausulus von Urgo,
Der furchtbare Korsar;

Auch Aruns von Volsinium
Vom Roß zur Erde sprang,
Er, der den Eber einst erschlug,
Der wild gehaust in Cosa's Bruch,
Der Saaten und der Hirten Fluch,
Albinia's Strand entlang.

XL.

Herminius schlug den Aruns,
Den Ocnus Lartius;
Horatius' Eisen zielt' und traf
In's Herz dem Lausulus.
„Da liege," rief er, „Unhold!
Nicht länger soll mit Grau'n
Das Volk auf Ostia's Mauern stehn
Und deiner Barke Richtung späh'n.
Nicht länger bergen sich im Hain
Campaniens Bauern, wenn sie dein
Verfluchtes Segel schau'n!"

XLI.

Kein neues Hohngelächter
Erhob der Feind dabei.
Aus seiner ganzen Vorhut
Scholl wildes Wuthgeschrei.

Sechs Speereslängen hielt sich
Das dichte Heer zurück,
Und lange lüstet's keinen
Nach solchem Wagestück.

XLII.

Doch horch! Man ruft nach Astur;
Es theilt sich tief hinein,
Und Luna's großer Herrscher
Tritt stattlich aus den Reih'n.
Auf seinen breiten Schultern
Der vierfache Schild erklingt,
Und in der Faust das Schlachtschwert saust,
Das sonst kein andrer schwingt.

XLIII.

Er schaut auf die drei Römer,
Stolz lächelnd wie zum Gruß;
Er schaut auf die Etrusker
Mit Hohn und mit Verdruß.
Er ruft: „Die Brut der Wölfin
Ist keine zahme Katz;
Wollt ihr dem Astur folgen?
Wohlan, er schafft euch Platz!"

XLIV.

Drauf schwingt mit beiden Händen
Sein Schwert er auf mit Macht,
Und auf Horatius wetternd
Sein Hieb herunterkracht.
Flink war mit Schild und Klinge
Horatius auf der Hut;
Der Hieb, vom Helme abgewehrt,
Doch tief am Schenkel niederfährt;
Die Tusker jauchzen, denn dem Schwert
Folgt rothes Römerblut.

XLV.

Er taumelt' auf Herminius —
Holt Luft — mehr war es nicht —
Und sprang, der wilden Katze gleich,
Dem Astur in's Gesicht.
Durch Helm und Mund und Schädel
Hindurch sein Eisen jagt,
Daß es noch Handbreit hinter
Des Tuskers Haupte ragt.

XLVI.

Und Luna's großer Fürst
Fiel von dem Todesstreiche,

Wie auf Alvernus-Berg
Die blitzgetroffne Eiche.
Die Riesenarme liegen
Im Wald umhergesä't;
Die Augurn, am versengten Haupt,
Murmeln ihr leis Gebet.

XLVII.

Horatius setzt die Ferse
Auf Asturs Kehle auf,
Ruckt dreimal, viermal an mit Macht,
Und reißt den Stahl herauf.
„So schöne Gäste," rief er,
„Bewillkommt man hier so.
Wünscht noch von unsrer Römerkost
Ein edler Lucumo?"

XLVIII.

Doch dumpfes Murren rollte,
Aus Scham und Furcht und Wuth,
Bei solcher stolzen Drohung
Entlang die Vorderhut.
Nicht fehlt's an kühnen Herzen
Und edlem Blute da,
Denn Tusciens Beste waren
Dem Ort des Todes nah.

XLIX.

Doch Tusciens Besten wurde
Es kalt um's Herz dabei:
Am Boden die sechs Leichen,
Im Pfad die kühnen Drei;
Und schaudernd vor den Römern
Ein jeder rückwärts bebt,
Gleich Knaben, welche unbedacht
Im Wald dem Hasen nachgejagt,
Und plötzlich vor der Höhle stehn,
Wo sich vom Blutmahl, halb gesehn,
Ein Bär mit Brummen hebt.

L.

Vorangehn wollte keiner
Zu solchem Wagestück.
Die Hintern riefen „Vorwärts!"
Die Vordersten „Zurück!"
Und vorwärts bald, bald rückwärts
Die Heerflut stieg und sank;
Und auf dem wogenden Eisenmeer
Schwankten die Fahnen hin und her,
Und der Trompeten Lied ward schwer,
Schnappt' über und verklang.

LI.

Nur Einer hat — nicht lange —
Sich doch hervorgetraut;
Er war den Dreien wohl bekannt,
Drob grüßten sie ihn laut.
„Willkommen, willkommen, Sextus,
In deiner Heimath! Komm'!
Was weilst du dort, und drehst dich fort?
Hier liegt der Weg nach Rom."

LII.

Zur Stadt und zu den Leichen
Schweift' hin und her sein Blick,
Und dreimal stürmt' er wüthend an,
Und wich dreimal zurück.
Und nach der Stelle grinst' er,
Gebleicht von Furcht und Haß,
Wo Tusciens Heldenblüthe lag
Im blutgetränkten Paß.

LIII.

Es hatten Art und Hebel
Derweilen nicht geruht,
Und wankend hing die Brücke nun
Ueber der wilden Flut.

„Zurück, zurück, Horatius!“
Hört man die Väter schrein.
„Zurück, Herminius! Lartius!
Sonst stürzt die Brücke ein!“

LIV.

Zurück flog Spurius Lartius,
Zurück Herminius;
Und wie sie liefen, fühlten sie
Es knacken unter'm Fuß.
Doch als sie rückwärts schauten
Und sah'n Horaz allein,
Hinüber wollten sie aufs Neu'
Und bei dem Tapfern sein.

LV.

Doch mit des Donners Krachen
Fiel das Gebälk, und queer
Den Strom versperrend, lag das Wrack
Gleich einem mächt'gen Wehr.
Hoch zu der Thürme Spitzen
Springt's auf in gelbem Schaum,
Des Römervolks Triumphgeschrei
Erfüllt des Himmels Raum.

LVI.

Wie unter Zaum und Sattel
Ein ungezähmtes Roß,
Schüttelt der Fluß die Mähne
Und kämpft sich ringend los,
Und reißt entzwei den Zügel,
Und springt frohlockend auf,
Und niederwirbelnd, ohne Wahl,
Planke, Balken, Zaun und Pfahl,
Geht's hin in wildem Lauf.

LVII.

Allein stand Held Horatius,
Doch mit demselben Muth;
Die dreimal Dreißigtausend vorn,
Und hinter ihm die Flut.
„Nieder mit ihm!" rief Sertus
Und lächelt blaß darein.
„Ergieb dich," rief Lars Porsena,
„Vielleicht daß wir verzeihn."

LVIII.

Er wandte sich, als mocht' er
Das feige Volk nicht sehn,
Und ließ Lars Porsena und ließ
Den falschen Sertus stehn;

Sein weißes Haus im Auge
Auf dem Berg Palatin,
Sprach er zum edlen Strome,
Zu Roma's Tiberin:

LIX.

„O Tiber, Vater Tiber,
Den Römern hold und gut!
Den Römermann, die Römerwehr
Nimm heut in deine Hut!"
Er sprach's und steckte sprechend
Die gute Klinge ein,
Und sprang, den Harnisch um die Brust,
Jach in den Strom hinein.

LX.

Kein Freudenruf, kein Schmerzlaut
Bei Freund noch Feind erklang;
An beiden Ufern stand man rund
Mit starrem Aug' und offnem Mund,
Und sah, wo er versank.
Und als dann ob dem Wasser
Sein Busch und Helm erschien,
Laut Jubeln bei den Römern war,
Und die aus der Etruskerschaar
Fast selber Bravo schrie'n.

LXI.

Geschwellt von Regenmonden,
Ging wild des Stromes Flut;
Und von der Schenkelwunde
In Strömen floß sein Blut;
Sein Leib war matt vom Kampfe,
Die Rüstung drückte drauf, —
Oft schien er schon zu sinken,
Doch taucht' er wieder auf.

LXII.

Traun, niemals ist ein Schwimmer
In solcher schlimmen Noth,
Im Kampf mit solchem wüth'gen Strom,
Entflohn dem bittern Tod.
Doch seinen Leib trug wacker
Das wackre Herz darin,
Und unser Vater Tiber
Trug wacker ihm das Kinn.

LXIII.

„Ha!" sprach der falsche Sextus,
„Ersäuft nicht der Hallunk?
Stand er nicht hier, so wären wir
Schon bei der Plünderung!"

„Der Himmel helf' ihm an das Land!"
So sprach Lars Porsena;
„Er hat gethan, was nimmer noch
Die Welt bis heute sah."

LXIV.

Und nun fühlt er den Boden;
Nun steht er auf dem Land;
Um ihn die Väter drücken
Ihm seine blut'ge Hand;
Und unter Freudenthränen
Und unter Jubelschrei'n,
Getragen von dem frohen Volk,
Zieht er durch's Flußthor ein.

LXV.

Sie gaben ihm vom Kornland,
Das städt'schen Rechtes war,
So viel am längsten Tage pflügt
Ein starkes Ochsenpaar;
Und machten ein ehern Bildniß —
Es steht bis diesen Tag
Hoch aufgestellt — dort kann es sehn,
Wer mir nicht glauben mag.

LXVI.

Es steht auf dem Comitium,
Dem ganzen Volk zur Lust;
Horatius, auf ein Knie gestemmt,
Den Panzer um die Brust;
Und in Goldlettern steht es
Darunter groß und breit,
Wie tapfer er die Brücke hielt
In der wackern alten Zeit.

LXVII.

Und heut noch, wenn sein Name
Im Römerohr erklingt,
Gleich der Drommet' in Volskerschlacht
Es durch die Seele dringt;
Und Frauen fleh'n zur Juno
Um Söhne, kühn im Streit,
Gleich jenem, der die Brücke hielt
In der wackern alten Zeit.

LXVIII.

Und wenn in Winternächten
Der kalte Nordwind stöhnt,
Und langgedehnt im Schneegefild
Der Wölfe Heulen tönt;

Wenn auf dem Land die Hütte
Das Wetter brüllend packt,
Und drin der Klotz vom Algidus
Noch lauter brüllt und knackt;

LXIX.

Wenn das ält'ste Faß gezapft wird,
Und die größte Lampe strahlt;
Wenn das Zicklein sich am Spieß dreht,
Und die Bratkastanie knallt;
Wenn Jung und Alt im Kreise
Um's Feuer traulich sitzt;
Wenn die Mädchen Körbe flechten,
Und der Bube Bogen schnitzt;

LXX.

Wenn der Mann die Rüstung hämmert
Und den Helm mit Federn schmückt;
Wenn die Hausfrau durch den Webstuhl
Ihr flinkes Schiffchen schickt;
Mit Weinen und mit Lachen
Erzählt man sich noch heut,
Wie Horatius die Brücke hielt
In der wackern alten Zeit.

Die Schlacht am See Regillus.

Das nachfolgende Gedicht ist der Annahme nach etwa neunzig Jahre jünger als das Lied von Horatius. Einige Personen des letzteren treten darin wieder auf, und einige Bezeichnungen und Beiwörter, die in dem Horatius-Liede vorkommen, sind absichtlich wiederholt worden; denn in einem Zeitalter der Balladen-Poesie kann es kaum ausbleiben, daß gewisse Wendungen gewissen Menschen und Dingen in der Art eigenthümlich werden, daß jeder Sänger sie stehend mit ihnen verbindet. So finden wir sowol in den homerischen Gedichten als bei Hesiod: *βίη Ἡρακληείη, περίκλυτος Ἀμφιγυήεις, διάκτορος Ἀργειφόντης, ἑπτάπυλος Θήβη, Ἑλένης ἕνεκ' ἠϋκόμοιο.* So ist auch in unsern eigenen Volksliedern Douglas immer der unerschrockene Douglas (the doughty D.); England das lustige England (merry E.); alles Gold ist roth; und alle Damen sind munter (gay).

Der Hauptunterschied der beiden Lieder von Horatius und vom See Regillus besteht darin, daß das erstere der Absicht nach rein römisch sein soll, während das letztere zwar im Ganzen dem volksthümlichen Geiste treu bleibt, aber zugleich eine

leise Färbung griechischer Gelehrsamkeit und griechischen Aberglaubens annimmt. Wie die Geschichte der Tarquinier auf uns gekommen ist, scheint sie aus den Werken mehrerer Volksdichter zusammengetragen zu sein; und wenigstens einer von diesen scheint die griechischen Kolonien in Italien, wo nicht gar Griechenland selbst, besucht, und einige Bekanntschaft mit den Werken Homers und Herodots gehabt zu haben. Bis zum Auftreten der Lucretia haben viele von den frappantesten Abenteuern des Hauses Tarquin einen griechischen Anstrich. Die Tarquinier selbst erscheinen als corinthische Edelleute aus dem großen Hause der Bacchiaden, aus ihrem Vaterlande vertrieben von jenem Tyrannen Cypselus, dessen wunderbare Rettungsgeschichte Herodot mit unvergleichlicher Einfachheit und Lebendigkeit erzählt*). Livius und Dionysius berichten von Tarquinius Superbus, er habe auf die Frage nach der besten Art, eine eroberte Stadt zu regieren, nur damit geantwortet, daß er in seinem Garten die höchsten Mohnköpfe mit seinem Stock abschlug**). Dies ist genau dasselbe, was Herodot in der schon herbeigezogenen Stelle von dem Rath erzählt, den man des Cypselus Sohn Periander gab. Die Kriegslist, durch welche die Stadt Gabii in die Gewalt der Tarquinier kommt, ist ein anderes handgreifliches Plagiat aus Herodot***). Die Geschichte der Gesandtschaftsreise der jungen Tarquinier an das delphische Orakel verräth einen Dichter, dem die griechische Mythologie

*) Herod. V, 92. Liv. I, 34. Dionys. III, 46.

**) Liv. I, 54. Dionys. IV, 56.

***) Herod. III, 154. Liv. I, 53.

den Kopf erfüllte; und die zweideutige Antwort Apollo's ist genau in dem Styl der Prophezeiungen, welche nach Herodot den Crösus ins Verderben lockten. Nunmehr nimmt die Erzählung einen andern Charakter an. Von der ersten Erwähnung der Lucretia bis zum Rückzug Porsena's scheint nichts aus fremden Quellen zu sein. Die Schandthat des Sextus, der Selbstmord seines Schlachtopfers, die Revolution, der Tod der Söhne des Brutus, die Vertheidigung der Brücke, die verbrannte Hand des Mucius*), die That der Clölia, — Alles erscheint durchaus römisch. Aber so wie wir den tuskischen Krieg hinter uns haben und in den lateinischen kommen, fällt uns wieder das griechische Kolorit der Geschichte auf. Die Schlacht am See Regillus ist in jeder Beziehung eine homerische Schlacht, abgesehen davon, daß die Kämpfer reiten, statt auf Wagen zu fahren. Der Masse des Heeres geschieht kaum Erwähnung. Die Führer suchen einander heraus und kämpfen Mann gegen Mann. Die Hauptaufgabe der Krieger auf beiden Seiten ist, wie in der Iliade, die Rüstungen und Leichname der Erschlagenen in ihren Besitz zu bekommen; und mehrere der erzählten Umstände erinnern uns lebhaft an das große Blutbad um die Leichen des Sarpedon und Patroclus.

Einer dieser Umstände verdient besondere Erwähnung. Beide Kriege, der trojanische wie der vom Regillus, wurden durch die

*) M. de Pouilly suchte vor hundertundzwanzig Jahren zu beweisen, daß die Geschichte des Mucius griechischen Ursprungs sei, aber er wurde von dem Abbé Sallier schlagend widerlegt. S. die Mémoires de l'Académie des Inscriptions, VI, 27. 66.

zügellosen Leidenschaften junger Fürsten veranlaßt, die sich deshalb vorzugsweise gebunden fühlen mußten, ihre eigne Person am Schlachttage nicht zu schonen. Nun sieht das Betragen des Sertus am Regillus, wie Livius es zeichnet, dem des Paris im Anfange des dritten Buchs der Iliade so vollkommen ähnlich, daß es schwer wird, die Uebereinstimmung für zufällig zu halten. Paris erscheint vor den trojanischen Reihen und fordert den tapfersten Griechen zum Kampf heraus:

Τρωσὶν μὲν προμάχιζεν Ἀλέξανδρος θεοειδὴς,
. . . . Ἀργείων προκαλίζετο πάντας ἀρίστους,
Ἀντίβιον μαχέσασθαι ἐν αἰνῇ δηϊοτῆτι.

Livius führt Sertus in ähnlicher Weise ein: Ferocem juvenem Tarquinium, ostentantem se in prima exulum acie. Menelaus stürzt vor, mit Paris zu fechten. Ein römischer Edelmann sprengt rachlustig auf Sertus los. Aber die schuldbeladenen Fürsten gerathen sofort in Angst:

Τὸν δ' ὡς οὖν ἐνόησεν Ἀλέξανδρος θεοειδὴς,
Ἐν προμάχοισι φανέντα, κατεπλήγη φίλον ἦτορ·
Ἂψ δ' ἑτάρων εἰς ἔθνος ἐχάζετο κῆρ' ἀλεείνων.

Tarquinius, sagt Livius, retro in agmen suorum infenso cessit hosti. Wenn dies ein zufälliges Zusammentreffen ist, so gehört es zu den außerordentlichsten in der Literatur.

In dem nachfolgenden Gedicht sind deshalb Bilder und Vorfälle, nicht blos ohne Bedenken, sondern sogar aus Grund-

satz, von den unvergleichlichen Schlachtstücken Homers entlehnt worden.

In Rom scheint es von frühen Zeiten her Volksglaube gewesen zu sein, daß der Ausgang des großen Tages am Regillus durch eine übernatürliche Macht entschieden wurde. Castor und Pollux, hieß es, hätten gewaffnet und beritten an der Spitze der republikanischen Legionen gefochten und dann die Nachricht vom Siege mit unglaublicher Schnelligkeit nach der Stadt gebracht. Man zeigte auf dem Forum die Quelle, an welcher sie abgestiegen waren. In der Nähe derselben erhob sich ihr alter Tempel. Man feierte ihnen zu Ehren an den Iden des Quintilis, dem angeblichen Jahrestage der Schlacht, ein großes Fest, und brachte ihnen an diesem Tage auf Staatskosten reichliche Opfer. Eine Stelle am Rande des Sees Regillus wurde Jahrhunderte lang mit abergläubischer Andacht betrachtet. Ein Zeichen von der Form eines Pferdehufs war in dem vulkanischen Felsen erkenntlich; es war, wie man glaubte, von einem der himmlischen Streitrosse eingedrückt.

Wie die Sage entstanden, läßt sich jetzt nicht nachweisen; aber man kann sich leicht verschiedene mögliche Entstehungsarten denken, ohne sich zu der Annahme des Julius Frontinus genöthigt zu sehn, daß der Dictator zwei junge Männer angestellt und herausgeputzt habe, die Söhne der Leda zu spielen. Livius trifft vermuthlich das Richtige, wenn er sagt, daß der römische Heerführer in der Stunde der Gefahr dem Castor einen Tempel gelobte. War dem so, so lag es in der Natur der Sache, daß die Menge den Sieg dem Beistande der Zwillings-

götter zuschrieb. Und war dies einmal die herrschende Ansicht, so konnte jeder, der mitten im Getümmel der Schlacht zwei göttergleiche Gestalten auf weißen Rossen, die Latiner vor sich her treibend, gesehen haben wollte, auf bereitwilligen Glauben rechnen. Wir wissen ja, daß eine sehr ähnliche Geschichte in neuen Zeiten und bei einem viel gebildeteren Volke als die Römer des fünften Jahrhunderts v. Chr., wirklich Glauben gefunden hat. In einer Zeit der Buchdruckerpressen, der Bibliotheken, Universitäten, Gelehrten, Logiker, Juristen und Staatsmänner, hatte ein Kaplan des Cortes, der etwa dreißig Jahre nach der Eroberung von Mexico schrieb, die Stirn, zu behaupten, daß in einer Schlacht gegen die Indianer der heilige Jacob auf einem grauen Pferde an der Spitze der castilianischen Abenteurer erschienen sei. Viele von diesen Abenteurern waren noch am Leben, als die Lüge gedruckt wurde. Einer davon, der ehrliche Bernal Diaz, schrieb eine Geschichte der Eroberung. Er hatte das Zeugniß seiner eignen Sinne gegen die Sage; aber er scheint dem Zeugniß seiner eignen Sinne nicht getraut zu haben. Er sagt, er sei in der Schlacht gewesen und habe ein graues Pferd mit einem Manne darauf gesehen, aber irre er nicht, so sei das Francesco de Morla gewesen, und nicht der gebenedeite Apostel St. Jacob. „Indessen", fügt Bernal hinzu, „kann sein, daß die Person auf dem grauen Pferde der glorreiche Apostel St. Jacob war, und daß ich Sünder, der ich bin, unwürdig befunden ward, ihn zu sehen". Die Römer in der Zeit des Cincinnatus waren ohne Zweifel nicht minder leichtgläubig als die spanischen Unterthanen Karls V. So wurde die Erscheinung des Castor und Pollux vielleicht schon vor dem Aussterben der Generation, die am Regillus gefochten, zu einem Glaubensartikel.

Und nichts konnte natürlicher zugehn, als daß die späteren Dichter die Geschichte weiter ausschmückten und die Siegesbotschaft von den himmlischen Reitern nach Rom tragen ließen.

Lange Jahre nach der Erbauung des Dioscuren-Tempels auf dem Forum wurde zu dem Ceremoniel, mit welchem der Staat jährlich seine Dankbarkeit für ihren Schutz bezeigte, ein wichtiger Zusatz gemacht. Quintus Fabius und Publius Decius erhielten während einer folgenreichen Krisis die Censur. Eine Revision der Klassen-Eintheilung der Bürgerschaft war unumgänglich nothwendig geworden. Von dieser Klassen-Eintheilung hing die Vertheilung des politischen Einflusses ab. Der Parteihaß erreichte eine bedenkliche Höhe, und die Republik schien in Gefahr, entweder in die Gewalt einer engherzigen Oligarchie oder eines unwissenden und eigenwilligen Pöbels zu gerathen. Unter diesen Umständen wurden der angesehenste Patricier und der angesehenste Plebejer des Zeitalters mit dem Schiedsrichteramt zwischen den erbitterten Factionen betraut, und sie entledigten sich ihrer schwierigen Aufgabe zur Zufriedenheit aller Verständigen und Wohlmeinenden.

Eine ihrer Reformen betraf eine Neubildung des Ritterstandes, und als sie dieselbe durchgesetzt hatten, beschlossen sie, ihrem Werk die Weihe der Religion zu geben. In den neueren Ritterorden, welche mit dem Ritterstande Roms viel mehr gemein haben als auf den ersten Blick scheinen mag, war es Gebrauch, den besonderen Schutz irgend eines Heiligen anzurufen und seinen Tag mit besonderer Feierlichkeit zu begehn. So trugen die Ritter vom Hosenbande das Bild des heiligen George

an ihrer Halskette und kommen bei festlichen Gelegenheiten in der St. Georgs-Kapelle zusammen. Als Ludwig XIV. einen neuen Ritterorden zur Belohnung kriegerischen Verdienstes stiftete, empfahl er ihn der Obhut seines eignen verklärten Ahns und Schutzherrn, und setzte fest, daß am Fest des heiligen Ludwig alle Mitglieder der Brüderschaft im königlichen Palast zusammenkommen, den König in die Kapelle begleiten, die Messe hören, und dann ihre große Jahresversammlung halten sollten. Mit dieser Ordensregel der Ludwigs-Ritter hat die Vorschrift, welche Fabius und Decius in Betreff der römischen Ritter gaben, eine große Aehnlichkeit. Es wurde verordnet, daß eine große Revüe der Ritterschaft einen Theil des Ceremoniels ausmachen sollte, welches zu Ehren der beiden Reitergötter Castor und Pollux am Jahrestage der Regillusschlacht stattfand. Alle Ritter sollten sich in purpurnen Gewändern und mit Oelzweigen bekränzt, in einem Tempel des Mars in der Vorstadt versammeln. Von dort sollten sie in Procession nach dem Forum reiten, wo der Tempel der Zwillinge stand. Dieser Aufzug galt mehrere Jahrhunderte lang für eins der prächtigsten Schauspiele Roms. Zur Zeit des Dionysius bestand er bisweilen aus fünftausend Reitern, sämmtlich Leuten von unbescholtenem Ruf und gutem Vermögen*).

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß die Censoren bei der Anordnung dieser großartigen Feierlichkeit in Uebereinstimmung

*) Vgl. Liv. IX, 46. Val. Max. II, 2. Aurel. Vict. De Viris Illustribus 32. Dionys. VI, 13. Plin. Hist. Nat. XV, 5. Vgl. auch das höchst geistvolle Kapitel in Niebuhr's hinterlassenem Werke: Die Censur des Q. Fabius und P. Decius.

mit den Pontifen handelten, denen nach der römischen Verfassung die Aufsicht über den öffentlichen Kultus zustand; und es ist zu vermuthen, daß diese religiösen Würdenträger, wie gewöhnlich, so glücklich waren, in ihren Büchern oder Ueberlieferungen eine Ermächtigung zu der Neuerung zu entdecken.

Das nachfolgende Gedicht verdankt, der Annahme nach, dieser großen Gelegenheit seine Entstehung. Wie man weiß, wurden bei den religiösen Festen Roms seit den frühsten Zeiten Lieder gesungen; dies geschah in der That so früh, daß einige der heiligen Verse nach der verbreiteten Meinung den Numa zum Verfasser hatten, und zur Zeit des Augustus völlig unverständlich waren. Im zweiten punischen Kriege wurde der Juno zu Ehren ein großes Fest gefeiert, wobei man ein Lied zu ihrer Verherrlichung vortrug. Dies Lied las Livius noch, der es zwar rauh und formlos fand, ihm aber nicht alles Verdienst absprach*). Ein Gesang gehörte, wie wir durch Horaz erfahren, zu dem vorschriftsmäßigen Ceremoniel der großen Secularfeier**). Man kann sich darnach wohl denken, daß die Censoren und Pontifen einen Dichter zu Hülfe nahmen, als sie den Beschluß faßten, zu den alljährlichen Feierlichkeiten der Iden des Quintilis eine große Ritter-Procession noch hinzuzufügen. Ein solcher Dichter wählte ohne Zweifel die Schlacht am Regillus, die Erscheinung der Zwillingsgötter, und die Stiftung ihres Festes zu seinem Gegenstande. Er mochte in den Balladen seiner Vorgänger eine reichliche Ausbeute finden, und von dem

*) Liv. XXVII, 37.

**) Hor. Carmen seculare.

kleinen Schatz griechischer Gelehrsamkeit, den er selbst erworben, freien Gebrauch machen. Muthmaßlich ließ er das prächtige Ceremoniel, das man erst spät annahm, von einem weisen und heiligen Pontifex anbefehlen. Machte sein Gedicht Glück, so mochten viele Leute es auswendig lernen. Stücke daraus mochten bei Gastmälern zur Flöte gesungen werden. Es mochte wohl besonders dem großen Hause der Posthumier interessant sein, die unter ihren zahlreichen Ahnenbildern auch das des Dictators Aulus, des Helden vom Regillus, hatten. Der Redner, welcher in der nächstfolgenden Generation den irdischen Ueberresten des Lucius Posthumius Megellus, des dreimaligen Consuls, die Grabrede hielt, mochte das Lied fleißig zu Rathe ziehn; und so mochten sich einige verstümmelte Stellen desselben in die Chroniken verirren, welche von Dionysius und Livius benutzt wurden.

Die Alterthumsforscher sind sehr verschiedener Meinung über die Lage des Schlachtfeldes. Die Annahme, daß die Heere bei Cornufelle, zwischen Frascati und dem Monte Porzio, auf einander trafen, hat wenigstens die Wahrscheinlichkeit für sich, und ist in dem Gedicht zu Grunde gelegt.

Was die Details der Schlacht betrifft, so schien es nicht erforderlich, den auf uns gekommenen Berichten mit peinlicher Genauigkeit zu folgen. Diese Berichte weichen von einander bedeutend ab, und aller Wahrscheinlichkeit nach auch von dem alten Gedicht, aus dem sie ursprünglich geflossen sind.

Es bedarf keiner besondern Hinweisung auf die absichtlichen Nachahmungen der Iliade, die sich in dem Liede vorfinden.

Die Schlacht am See Regillus.

Ein Lied, gesungen beim Fest des Castor und Pollux, an den Idus des Quintilis, im Jahre der Stadt CCCCLI.

I.

Trompeten, blast ein Kriegslied!
Lictoren, Platz geschafft!
Mit Sang und Klang die Stadt entlang
Zieht heut die Ritterschaft.
Heut prangen Thür und Fenster
In reichem Blumenflor,
Vom Castor auf dem Forum
Bis zum Mars vor dem Thor.
In Purpur jeder Ritter
Und im Olivenkranz;
Sein tapfres Schlachtroß stampft den Grund
Und schreitet wie zum Tanz.
So lang' der heil'ge Berg steht,
Die Tiber fließt zum Meere,
Soll des Quintilis Iden
Verbleiben diese Ehre.
Preis sei des März Calenden,
Decembers Nonen Preis, —
Doch des Quintil stolz Ritterspiel
Bezeichne hellstes Weiß.

II.

Den großen Zwillingsbrüdern
Bringt heute Opfer dar!
Wie hurtig sprengt' aus Osten
Das große Zwillingspaar!
Sie sprengten über das Fichtenmeer
Des wilden Parthenius hin,
Ueber Cirrha's Dom, und Adria's Schaum,
Und den purpurnen Apennin,
Aus ihrem alten Tempel,
Wo Tanz und Flöte hallt,
Im hohen Lacedämon,
Dem Sitz der Zwiegewalt,
Bis zu dem See Regillus
Im Lande Tusculums,
Wo an dem Fuß des Porcius
Rom schlug die Schlacht des Ruhms.

III.

Jetzt stehen Stall und Hütte,
Wo einst der Kampf entbrannt,
Und Wein- und Apfelgärten,
Und gelbes Weizenland.
Die Schweine schmatzen grunzend
Der alten Eichen Frucht.
Am Schönen Quell der Schnitter
Sein Mittagsplätzchen sucht.

Der Fischer wirft die Angel;
Der Jäger lockt den Hund;
Sie kümmern die Gebeine nicht,
Die modernden, im Grund.
Sie kümmert's nicht, wie damals
Trompetenstoß gegellt;
Wie Roß und Reiter taumelten
Im blutgedüngten Feld;
Wie Wölfe heulend kamen,
Und Krähen mit Gekreisch,
Auf Fürstenaugen lüstern
Und stolzer Führer Fleisch;
Wie sich am Fuß des Porcius
Gehäuft der Leichen Wucht;
Wie durch die Thore Tusculums
Getobt der Strom der Flucht;
Und wie der See Regillus
Geschäumt mit rothem Mund,
Zur Zeit als gegen Rom zog
Der Dreißig-Städte-Bund.

IV

Doch wenn Du stehst, o Römer,
An jenem heil'gen Ort,
Hab' auf den dunkeln Felsen Acht
Am dunkeln Landsee dort.

Du siehst da eine Hufspur
Geprägt in den Granit:
Kein sterblich Roß war's, das gethan
So wundersamen Tritt!
Den Zwillingsbrüdern bringe
Dort dein Gelübde dar,
Dein Haupt befehlend ihrem Schutz
In Sturm und Kriegsgefahr.

V.

Seit letzt ein sterblich Auge
Gesehn die Brüder Zwei,
Verflossen hundert Jahre
Und neunzig noch und drei.
Den Sommer wurden Consuln
Zuerst Virginius,
Der zweite war Held Aulus
Vom Stamm Posthumius.
Der Herold der Latiner
Im Pomp von Gabii kam;
Der Herold der Latiner
Den Weg durch's Ostthor nahm;
Der Herold der Latiner
Auf unserm Forum stand,
Und sprach wie seines Amts war,
Ein Scepter in der Hand:

VI.

„Senat und Volk der Römer,
Wir thun euch hiemit kund:
Führt die Tarquinier heim, so will's
Der Dreißig-Städte-Bund.
Und wollt ihr störrig bleiben,
Dem Haus Tarquin's zu Leid,
So schaut nach euern Mauern,
Wie hoch sie sind und breit."

VII.

Da sprach der Consul Aulus,
Er sprach mit bitterm Witz:
„Die Dohlen schickten Botschaft
Einst zu des Adlers Sitz: —
Tritt deinen Horst ab, Adler,
An unser Aasgeschlecht;
Wo nicht, so steh' den Dohlen
In mördrischem Gefecht. —
Der Aar sah aus dem Neste
Mit Schnabel und mit Klau'n;
Da floh das Aasvolk kreischend fort,
Gejagt von Angst und Grau'n."

VIII.

Der Herold der Latiner
Im Pomp von dannen eilt;
Und in der Stadt die Väter
Berathen unverweilt.
Da sprach der erste Consul,
Ein alter weiser Mann:
„Ihr conscribirten Väter,
Hört meine Meinung an.
's ist gut, daß Einer herrsche
In Zeiten großer Noth;
Drum wählet 'nen Dictator
Mit vollstem Machtgebot.
Camerium hat's erfahren,
Wie Aulus' Klinge beißt;
Den Mann der siebzig Schlachten
Drob unsre Stadt ihn heißt.
So stimmt, daß er Dictator,
Nur auf sechs Monde, sei,
Mit einem Reiter-Oberst,
Und Beilen zwölfmal zwei."

IX.

Aulus ward so Dictator,
Der Siebzig-Schlachten-Mann;
Er nahm Aebutius Elva
Zum Reiter-Oberst an.

Und als der Morgen graute
Am dritten Tag nachher,
Zog Aulus nebst Aebutius
Davon mit seinem Heer.
Sempronius Atratinus
Erhielt die städtsche Wacht;
Mit Knaben nahm und Greisen
Die Mauern er in Acht.
Es lagert' am Regillus
Das Heer vor Tages Schluß;
'ne Meile ostwärts Latiums Volk
Am Fuß des Porcius.
Weit über Thal und Hügel
Lag der Latiner Macht;
Von ihren tausend Feuern
War roth die Mitternacht.

X.

Und überm Porcius hob sich
Der Tag in goldnem Gleis,
Die Iden des Quintilis,
Der Tag vom hellsten Weiß.
Die Tapfersten der Unsern
Nicht ohne Bangen sehn
Die sechzigtausend Speere um
Die dreißig Banner stehn.

Aus jeder Stadt gekommen,
Die Latiums Namen trug,
Bestimmt für Hund' und Geier,
Hielt dort der schöne Zug;
Von Setia's Purpurreben,
Von Norba, alt an Ruhm,
Und aus der Städte Krone,
Dem weißen Tusculum;
Wo an die Herenveste
Die dunkle Woge schäumt;
Vom Spiegelsee, der unter
Aricias Bäumen träumt —
In deren Geisterschatten
Der Schreckliche regiert,
Der, selbst des Schlächters Schlächter,
Dem Schlächter fallen wird; —
Von Ufens' schaur'gen Ufern,
Wo Sumpfgevögel schreit,
Und sich die Büffel wälzen
In heißer Sommerzeit;
Von Cora's ries'gen Warten,
Durch Menschen nicht gebaut,
Allwo der Wächter Auge weit
Das Moorland überschaut;
Vom Schilfgebüsch Laurentums,
In dem der Eber ruht;
Vom Bergessaum, wo zu weißem Schaum
Zerspringt des Anio Flut.

XI.

Rechts standen Cora, Norba,
Aricia, Veliträ;
Am selben Flügel Setia's Macht
Und Tusculums Armee;
Ihr Führer war Mamilius,
Der Fürst von Latiums Stamme;
Rothgolden glänzt auf seinem Haupt
Der Helm wie eine Flamme;
Ihn trug sein dunkelgraues,
Sein schlachtenfrohes Roß;
Um seine güldne Rüstung
Ein Purpurmantel floß,
Von Syriens braunen Töchtern
Im Sonnenland gestickt,
Und auf Karthago's Schiffen
Durch's Südmeer hergeschickt.

XII.

Zur Linken nahm Lavinium
Mit den Laurentern Stand;
Des Marschlands Banner wehten dort,
Die Banner auch vom Strand.
Ihr Haupt, der falsche Sertus,
Der Mann der bösen That,
Mit irrem Schritt und wirrem Blick
Sein letztes Feld betrat.

Er sah seltsame Dinge,
Die sonst kein andrer sah;
Und seltsam klang es ihm im Ohr,
Wie's keinem sonst geschah.
Ein Weib oft, schön und stattlich,
Doch wie der Tod so blaß,
In wachen Nächten spinnend
An seinem Bette saß.
Und wie das Spinnrad schnurrte,
Sang lieblich sie und leis
Von großen alten Häusern,
Und alter Schlachten Preis.
So spann sie und so sang sie,
Bis grau des Ostens Rand,
Wies dann auf ihre blut'ge Brust,
Und kreischte, und verschwand.

XIII.

Allein am dicht'sten standen
Im Centrum Schild an Schild;
Dort war es, wo am lautsten
Das Schlachtgeschrei gebrüllt.
Dort folgten Tibur und Pedum
Dem Stolzen, dem Tarquin,
Von seinem Teiche Gabii,
Vom Felsen Ferentin.

Dort ritt der Volsker Hilfsmacht;
Und dort, ein düstrer Kreis,
Umschlossen Roms Verbannte rings
Den königlichen Greis.
Weiß wie der Berg Soracte
In Winters Schneegewand,
Floß auf den Gurt sein Bart herab,
Doch stark war Herz und Hand;
Unter den Brauen blitzte
Des alten Hasses Glut;
Ihm zittert in der Faust der Speer
Vor Alter nicht, vor Wuth.
Dicht neben ihm saß Titus
Auf dem apul'schen Pferd,
Titus, Tarquinens jüngster,
Wol bessern Stammes werth.

XIV.

Nun gaben beiderseitig
Die Führer das Signal;
Vor schritt mit Schild und Lanze
Das Fußvolk allzumal;
Ein setzten ihre Sporen
Die Reiter bis ins Blut;
Und brüllend schlug zusammen
Der beiden Heere Flut;

Und bald ist unter ihnen
Der Grund mit Blut getränkt;
Pomptiner Morgennebeln gleich,
Der Staub darüber hängt;
Und lauter, immer lauter
Vom dunkelnden Gefild
Erscholl der Hörner Gellen,
Erdröhnten Schwert und Schild;
Es jagten die Geschwader
Wie Wirbelwind vorbei,
Und in des Mordes Jauchzen klang
Des Todes Wehgeschrei.

XV.

Vorn ritt der falsche Sertus
Und schaute kühn darein;
Es hüllte stahl- und gold-plattirt,
Ein Bison-Wams ihn ein.
Wie vom Digenterfelsen
Der hungrige Adler starrt,
Der vor Banduſias Heerde
Ein hüpfend Lamm gewahrt,
So starrt' auf ihn Herminius
Und kam mit Adlerstoß
Auf seinem schwarzen Auster,
Der Held auf dem Heldenroß;

Das Breitschwert in der Rechten,
Das vor der Brück' er schwang;
Die Krone auf dem Helm bezeugt
Fidenä's Untergang!
Wer heute seinen Pfad kreuzt,
Deß Braut wird nimmer froh!
Der falsche Sertus sah ihn
Und kehrte um und floh.
So kehrt und flieht der Förster
In dem Calabrermoor,
Wenn ihn der bunten Schlange Blick
Anfunkelt durch das Rohr;
So kehrt und floh der Sertus
Fort aus den Vorderreih'n,
Tief in den dunkeln Lanzenwald
Laviniums hinein.

XVI.

Im Norden fern Aebutius,
Mit seiner Reiterei,
Gab Tubero von Norba
Zum Fraß dem Bergesweih.
Zerstampft von rothen Hufen
Auch Setia's Flaccus lag;
Was kappt' er seine Ulmen
Nicht lieber an dem Tag?
Mamilius warf das Haupt auf
Ob solcher Metzelei.

Und auf den Reiter-Oberst drang
Er durch's Gewühl herbei.
Aebutius traf Mamilius
Den Schild mit solcher Macht,
Daß er den Fürsten Tusculums
Zur Erde fast gebracht.
Mamilius traf Aebutius
So sicher seines Stahls,
Daß er ihn durch und durch gerannt
An Schulterblatt und Hals;
Doch wie Aebutius Elva
Bewußtlos niederfällt,
Hat um ihn eine Mauer
Von Schilden sich gestellt.
Es haben seine Hör'gen
Ihn aus dem Kampf gesetzt,
Und einen Helm im See gefüllt,
Ihm Stirn und Mund benetzt;
Und als er endlich wieder
Die Augen aufgemacht,
Da, heißt es, war sein erstes Wort:
„Freunde, wie steht die Schlacht?"

XVII.

Indessen war im Centrum
Ein großer Kampf entbrannt,
Wo Aulus der Dictator,
Und wo Valerius stand.

Aulus mit seinem Breitschwert
'ne blut'ge Gasse haut,
Da wo in Feindes Mitten
Den weißen Bart er schaut.
Flach schlug auf's Haupt die Klinge
Dem stolzen, dem Tarquin.
Die Lanze sank, der Zügel glitt:
Er fiel wie todt dahin.
Herab vom Pferd sprang Aulus,
Sein Aug' ein Feuerrad;
Doch Titus, schneller noch als er,
Vor seinen Vater trat.
Roms Ritter, Latiums Führer,
Sie sprangen schnell herab,
Und kämpften, Mann an Mann, zu Fuß
Den Königsleib sich ab.
Den Cäso erst traf Titus
Zum Tode ins Gesicht, —
So tapfern Zweiten hatten
Die tapfern Fabier nicht!
Aulus den Juno-Priester,
Den Gabier Rex, erlegt;
Den Julius, aus Roms großem Stamm,
Valerius erschlägt;
Julius, der seine Halle
Verließ auf Velia's Höh'
Und treu Tarquin dem Stolzen
Gefolgt in Wohl und Weh.

Nun lag er da, queer über
Tarquin, ein todter Mann;
Und Titus stöhnt' aus Wuth und Gram
Und griff Valerius an.
Valerius schlug nach Titus
Und schor den Busch ihm ab;
Doch spanntief ging ihm in die Brust
Der Stich, den Titus gab.
So wie ein Mast im Sturme knickt,
So fiel Valerius dort.
Weh ist mir um sein gutes Haus,
Des Volkes Schutz und Hort!
Laut jauchzten die Latiner
Und stürmten plötzlich her,
Und drängten fort die Römer
Drei Speere weit und mehr;
Drauf legten sie den stolzen
Tarquin auf einen Schild;
Vier starke Sassen trugen ihn,
Noch leblos, vom Gefild.

XVIII.

Heiß ward um deine Leiche
Gekämpft, Valerius!
Dein Haupt erfaßte Aulus,
Und Titus zerrt' am Fuß.

„Latiner, drauf!“ rief Titus,
„So fliehn die Meutrer bald!“
„Ihr Römer, steht!“ rief Aulus,
„Siegt heute oder fallt!
Nicht duldet's, daß der Feind ihn
Zum Fraß den Raben giebt,
Ihn, der die Unbill stets gehaßt
Und stets das Recht geliebt;
Er fiel im ersten Gliede
Für euer Kindes Kind;
Sein gutes Haus verdient es wohl,
Daß wir heut Männer sind!“

XIX.

Und zehnfach um den Leichnam
Wuchs das Gebrüll der Schlacht,
Gleich wie des Waldes Flamme brüllt,
Vom Nordwind angefacht.
Es schob das Handgemenge
Sich wüthend hin und her,
Und wo Valerius lag, das sah
Und wußte keiner mehr.
Dort lagen Waffenstücke
Gehäuft, und Fahnen bunt,
Und neben Leichen Sterbende,
Sich krümmend auf dem Grund;

Und Pferde, um sich schlagend,
Die Nüstern voller Blut:
Fürwahr! dem Römer-Consular
Stand solch ein Lager gut!

XX.

Doch nordwärts schaute Aulus;
Lang' schaut' er und mit Acht;
Und sprach zu Cajus Cossus,
Dem Hauptmann seiner Wacht:
„Cajus, es hat kein Römer
So scharfen Blick wie du;
Was kommt von Latiums Rechten dort
Staubwirbelnd auf uns zu?"

XXI.

Und Cajus Cossus sagte:
„Gar Uebles meld' ich dir.
Was von der Rechten Latiums kommt,
Ist Tusculums Panier.
Ich seh' der Reiter Büsche;
Und weit vor anderm Troß
Seh' ich den Purpurmantel,
Das dunkelgraue Roß;
Seh' ich von weitem glänzen
Des Helmes goldne Flamme;

So reitet stets Mamilius,
Der Fürst von Latiums Stamme."

XXII.

„So höre, Cajus Cossus:
Sitz auf, und reite mir,
Als wären aus dem Apennin
Die Wölfe hinter dir,
Zur Südschlacht hin, und ziehe
Den Zaum nicht eher an,
Bis du Herminius fandest:
Den rufe hier heran."

XXIII.

Und Aulus wandte wieder
Zum Kampf sich nach dem Wort;
Und Cajus Cossus jagte
Auf Tod und Leben fort.
Laut auf den Todtenhelmen
Der Hufe Schlag erklang;
Der Lachen dickgeronnen Blut
Ihm bis zu Häupten sprang.
So kam er weit nach Süden
Wo Roms Geschwader stand,
Den Marschlands-Bannern trotzend,
Den Bannern auch vom Strand.

Wie in das Korn die Sichel,
Fuhr in Lavinius Clan
Die Schneide deines guten Schwerts,
Du tapfrer Brückenmann!

XXIV.

„Herminius, Aulus grüßt dich
Und sendet dir Gebot,
Zum Centrum schnell zu stoßen,
Denn groß ist dort die Noth.
Dort ficht Tarquinens jüngster,
Und als ich fortritt, kam
Der Flammenhelm, Mamilius,
Der Fürst von Latiums Stamm.
Valerius ist gefallen
In unsern Vorderreih'n;
Der Siebzig-Schlachten-Aulus
Hält noch den Tag allein."

XXV.

Herminius schlug sich an die Brust,
Doch sprach kein Wort darauf;
Klopft' Austers Mähne mit der Hand
Und zog den Zügel auf.

Hin flog das Thier; es schnellet
Der Pfeil vom Bogen so.
Denn Auster war das schnellste Roß
Vom Aufidus zum Po.

XXVI.

Traun! froh war Roms Geschwader,
Das dort in Todesnoth
Um des Valerius Leib die Stirn
Der Feinde Obmacht bot,
Als mächtig aus dem Süden
Der Jubel schwoll heran:
„Herminius kommt, Herminius,
Der tapfre Brückenmann!“

XXVII.

Mamilius sah's und sprengte
Seitab auf jenen zu.
„Wen ich gesucht manch blut'gen Tag,
Herminius, das warst du.
Einer von uns, Herminius,
Wird nie von hinnen gehn.
Ich stehe hier für Tusculum,
Du magst für Roma stehn.“

XXVIII.

Es stockt die Schlacht; die Krieger
Umstehn in banger Schau
Den Römer und den Tusculer,
Die Rosse schwarz und grau.
Durch Harnisch und durch Busen
Ging des Herminius Stoß,
Daß strömend sich auf's Purpurkleid
Das Purpurblut ergoß.
Mamilius' Stoß durch Helm
Und Kopf gedrungen war;
Und nieder fällt, im Tod gesellt,
Das stolze Führerpaar.
Sie fielen todt zusammen
In einen See von Blut;
Stumm stand und bang' das Volk, so lang
Man zwanzig zählen thut.

XXIX.

Und wild die Fersen schleudernd,
Jagte der Graue fort,
Hier über Leichenhaufen,
Durch Kriegerreihen dort.
Den Zügel in den Lüften,
Den Leib voll Schaum und Blut,
Sucht er des Südens Berge,
Die altgewohnte Hut.

Ob Wölfe ihn umheulen,
Ob steil der Paß auch sei,
Er rennt hinauf wie Wirbelwind,
Vorbei der Schaar, vorbei.
Durch manch erschreckten Weiler
Donnert der tolle Lauf;
Er stürmt durchs Thor von Tusculum,
Die weiße Gass' hinauf,
Bei Thurm vorbei und Tempel,
Und weiter für und für,
Bis auf dem großen Markt er steht
Vor seines Herren Thür.
Und um ihn strömt mit Zittern
Ein bleiches Volk herbei;
Es kennt ihn wohl; und Jammern
Bricht aus und Wuthgeschrei;
Die Frau'n, entscheitelt, klagen
Um ihres Fürsten Fall;
Es holt der Greis sein rostig Schwert
Und eilt damit zum Wall.

XXX.

Doch Auster, wie ein Steinbild,
Blieb stehn und regt' sich nicht,
Und schaute seinem Herren nur
Still trauernd in's Gesicht.

Die lange Rabenmähne,
Die sonst mit Schmeichlerhand
Die Maid Herminia kämmte und
In glatte Flechten wand,
Und oft mit bunten Bändern
Geschmückt vom eignen Putz,
Hing auf des Vaters Leichnam
In Blut herab und Schmutz.
Vor sprang mit Jauchzen Titus
Und nahm am Zaum das Roß;
Doch mit furchtbarem Eide
Rannt' Aulus auf ihn los.
„Von deines Bruders Furien
Sei mein Geschlecht gehetzt,
Wenn einer eures Fluchstamms je
Sich auf den Auster setzt!"
Wie auf der Alpen Wachtthurm
Vom Himmel kommt der Strahl,
Fiel auf des Titus Nacken
Herab des Aulus Stahl.
Der rothe Blutstrahl spritzte
Im Bogen hoch und breit,
Wie in den Hallen Capua's
Die Hoffontäne speit.
Und der Latiner Völker
Sehn's mit gelösten Knie'n,
Als eine Leich' auf Leichen fiel
Der tapferste Tarquin.

XXXI.

Und Aulus strich dem Auster
Der Mähne Rabensaum,
Und schaute achtsam nach dem Gurt,
Und achtsam nach dem Zaum.
„Nun trag' mich, schwarzer Auster,
In jenes Haufens Kern,
Daß Rach' uns werde, dir und mir,
Für deinen guten Herrn."

XXXII.

Er sprach's und schnallte fester
Des schwarzen Auster Band;
Da ward er gewahr ein fürstlich Paar
Zu seiner rechten Hand.
Kein Sterblicher unterschied sie,
So ähnlich ganz und gar;
Schneeweiß war ihre Rüstung,
Schneeweiß der Rosse Paar.
Kein irdisch Feuer glühte
So wunderbaren Schild;
Aus keinem Erdstrom hat den Durst
Solch Wunderroß gestillt.

XXXIII.

Und bleich ward jede Wange,
Es bebte, wer sie schaut;
Selbst Aulus der Dictator
Fand kaum der Rede Laut.
„Sprecht! Nennet eure Namen!
Nennt eurer Stadt Gebiet!
Und sagt, warum vor Roma's Reih'n
Ihr so gerüstet zieht?"

XXXIV.

„Wir tragen viele Namen;
Uns hegt kein einzeln Land;
Es kennt uns Samothrace;
Uns kennt Cyrene's Strand.
Mit Morgenblumen kränzet
Tarentum unsern Saal;
Hoch ragt uns über Syracus
Ein marmornes Portal;
Doch unsre liebe Heimath
Ist am Eurotasstrom;
Und im Gefecht für euer Recht
Stehn heute wir zu Rom."

XXXV.

So sprachen jene Reiter
Und legten ein den Speer;
Und kühn ward drob und wohlgemuth
Das ganze Römerheer.
Und auf die dreißig Städte
Brach das Entsetzen ein;
Zur Linken wankten Ardea's,
Zur Rechten Cora's Reih'n.
„Die Feinde fliehn!" rief Aulus,
„Mit Rom voran! Es gilt!
Drauf für den Heerd der Vesta!
Drauf für den Goldnen Schild!
Macht nieder, Alles nieder,
Und weilt zum Plündern nicht!
Der ew'gen Götter Hand ist's,
Die heute für uns ficht."

XXXVI.

Und bis zum Himmel gellte
Der Schlachtdrommeten Schrei'n;
Ihr langer Hall, Roms Sturmsignal,
Wol kennen ihn die Weih'n.
Da hat das Schwert des Aulus
Gut Tagewerk gethan;
Und wie ein Fels vom Apennin
Brach Auster sich die Bahn.

Noch dichter um die Fremden
Lag der Erschlag'nen Schaar;
Vergebens keuchte Auster
Hinter der Rosse Paar.
Rom's Heer, in langer Ordnung,
Kam rollend hinterdrein,
Oben die flatternden Fahnen,
Unten die Klingenreih'n.
So kommt der Po zur Flutzeit
Die Celtenflur herauf;
So kommt die Bö, schwärzer als Nacht,
Und weckt den Adria auf.
Bei unserm Ahn Quirinus!
Gar lustig war's zu sehn,
Dahingeschwemmt im Fluchtstrom
Die Fahnen dreimal zehn!
So fliegt, wenn schwarze Bö braust,
Mit fort des Adria Gäscht;
So strudeln Garben, wenn der Po
Die Celtenfluren wäscht.
Zuerst lenkt' zum Gebirge
Der falsche Sertus um;
Und schnell floh Ferentinum
Und schnell Lanuvium.
Die Reiter von Nomentum,
Sie spornten rüstig fort;
Das Fußvolk von Veliträ
Ließ Schild und Speere dort.

Zerstampft vom Tritt der Füße
In Schlamm und Blut man sah
Des stolzen Tusculum Panier,
Das nie gewankt bis da;
Fort jagte Flavius Faustus —
Er kam so stolz und kühn —
Nach Anio's hallenden Ufern, wo
Die Apfelbäume blühn;
Der Volskerführer Tullus
Floh mit verhängtem Zaum;
Der blondgelockte Metius auch,
Der Anrur-Mädchen Traum;
Und Vulso von Aricia,
Der Seher, hoch betagt;
Und Nepos von Laurentum,
Der Jäger, selbst gejagt;
Und der falsche Sertus fühlte
Den guten Römerstahl,
Und wand sich wie ein Wurm im Staub
In bitt'rer Todesqual;
Es mengten sich Verfolger
Und Flücht'ge im Gewühl;
Und weit und weiter durch den Paß
Zog sich das Schlachtgebrüll.

XXXVII.

Sempronius Atratinus saß
Im Ostthor früh und spat,

Und auf Amtsstühlen neben ihm
Drei Väter vom Senat;
Erst Fabius, dem neun Enkel
Mitfochten in dem Feld;
Manlius, der älteste der Zwölf,
Zur Schildeswacht bestellt;
Und Sergius, der Pontifen
Größter, an Weisheit reich;
In Tusciens Collegien kam
Kein Pontifex ihm gleich.
Und oben auf der Mauer,
Und um das Thor herum
Stand dichte Menschen-Menge,
Doch Alles bang' und stumm;
Gebeugte Greis', und Knaben,
Zu schwach für Waffenpflicht,
Und alte Frau'n, und Mädchen
Mit bleichem Angesicht.
Vom ersten Frühroth hatte
Sempronius gelauscht,
Ob nicht vielleicht von Osten
Der Hufe Schlag gerauscht.
Die Abendnebel stiegen,
Es sank der Sonne Rad,
Da ward er gewahr ein fürstlich Paar,
Es sprengte auf die Stadt.
Nie sah man Zwillingsbrüder
So ähnlich ganz und gar;

Von Blut war ihre Rüstung roth,
Blutroth der Rosse Paar.

XXXVIII.

„Heil sei den sieben Hügeln!
Und Heil sei dem Asyl!
Dem ew'gen Feuer und dem Schild,
Der von dem Himmel fiel!
Heut ward am See Regillus,
Im Lande Tusculums,
Hart an dem Fuß des Porcius,
Gekämpft die Schlacht des Ruhms.
Morgen kehrt der Dictator
Euch im Triumph nach Haus,
Und schmückt Roms Tempel mit dem Raub
Von dreißig Städten aus."

XXXIX.

An die Thürme schlug der Jubel,
Der aus der Menge stieg;
Man rannte fort nach Süd und Nord,
Und Alle riefen: Sieg!
Doch jenes Paar mit Hoheit
Und langsam weiter zieht,
Und keine Frage wagt an sie,
Wer ihr Gebahren sieht.

Es zieht zum Forum, — Blumen
Und Lorbeerzweige streut
Von Dächern man und Fenstern,
Wo sich's den Blicken beut.
An Vesta's Tempel schwingen
Vom Roß sich beide schnell,
Und waschen ihre Pferde
In Vesta's heil'gem Quell.
Und wieder aufgestiegen,
Schien's auf die Thür zu gehn;
Da, wie ein Hauch, zerging's in Rauch,
Und ward nicht mehr gesehn.

XL.

Und bleich ward jede Wange,
Es bebte wer's geschaut;
Der Oberpriester Sergius fand
Allein der Rede Laut:
„Für Rom hat heut gestritten
Der ew'gen Götter Hand!
Dies ist das große Zwillingspaar,
Verehrt im Dorierland.
Als Sieger kehrt der Feldherr,
Der, wenn die Schlacht geschieht,
Das Zwillingspaar gepanzert
Zu seiner Rechten sieht.

Durch Sturm und Flut der Schiffer
Den sichern Port erreicht,
Wenn auf den Segeln leuchtend
Das Zwillingspaar sich zeigt.
Weshalb sie die Rosse wuschen
Auf Vesta's heil'gem Grund,
Weshalb sie Vesta's Thür gesucht,
Verschweigen soll's mein Mund.
Hier, hart an Vesta's Tempel,
Baut einen stolzen Dom
Den großen Zwillingsbrüdern,
Die heut gekämpft für Rom.
Und kehrt der Tag uns wieder
Im ew'gen Mondengleis,
Die Iden des Quintilis,
Der Tag vom hellsten Weiß,
Dann bring' in ihrem Tempel
Das Volk Gebet und Dank,
Mit Kränzen und mit Opfern
Und mit Gesang und Klang;
Dann prange Thür und Fenster
In reichem Blumenflor;
Und laßt die Ritter gehen
Zum Mars hinaus vor's Thor;
Drauf laßt im Schmuck sie reiten
Des purpurnen Gewand's,
Auf seinem Schlachtroß jeder
Und im Olivenkranz,

Und feierlich geordnet
Ziehn vor den heil'gen Dom,
Den Dom der Zwillingsbrüder,
Die heut gekämpft für Rom.

Virginia.

Eine Sammlung bloßer Kriegslieder würde von dem Geiste der altlateinischen Balladen einen unvollständigen, oder vielmehr einen falschen Begriff geben. Länger als ein Jahrhundert nach der Vertreibung der Könige waren alle hohen militärischen Befehlshaberstellen in den Händen der Patricier. Ein Plebejer konnte nur untergeordnete Posten bekleiden, besaß er auch die Tapferkeit und Kriegserfahrung eines Lucius Siccius. Darum blieben einem Volksdichter, der die ältesten Triumphe seines Vaterlandes verherrlichen wollte, keine andern Helden übrig, als Patricier. Die in den beiden vorangehenden Liedern erwähnten Krieger, Horatius, Lartius, Herminius, Aulus Posthumius, Aebutius Elva, Sempronius Atratinus, Valerius Poplicola, gehörten sämmtlich der herrschenden Klasse an; und was auch immer die eigenen politischen Gesinnungen des Dichters sein mochten, er mußte in einem Liede, das jene Männer feierte, sich natürlich jedes Ausfalls auf die Klasse enthalten, zu der sie zählten, und auf das System, welches sie an die Spitze der Legionen der Republik gestellt hatte.

Allein es gab eine Gattung von Dichtungen, welche mit den großen Familien nicht so höflich umgingen. Keine Stellen

der römischen Geschichte haben eine poetischere Färbung als diejenigen, welche sich auf den langen Kampf zwischen den privilegirten Häusern und dem Stande der Gemeinen beziehen. Die Bevölkerung Roms war seit sehr frühen Zeiten in erbliche Kasten getheilt, die sich zwar bei einem Angriff von außen sofort vereinigten, aber viele Jahre lang einander mit bitterer Feindseligkeit betrachteten. Zwischen diesen Kasten bestand eine Schranke, wie sie kaum die Mitglieder des Großen Raths in Venedig von ihren Landsleuten schied. Ja, in gewisser Hinsicht war die Grenzlinie zwischen einem Icilius oder Duilius einerseits und einem Posthumius oder Fabius andrerseits noch tiefer gezogen als die, welche einen Gondolier von einem Contarini oder Morosini trennte. In Venedig war der Unterschied ein rein staatsbürgerlicher. In Rom war er zugleich staatsbürgerlich und religiös. Von den Unbilden, welche die Plebejer zu leiden hatten, wurden drei vorzugsweise schwer empfunden. Sie waren von den höchsten Staatsämtern ausgeschlossen; sie hatten keinen Antheil an den öffentlichen Ländereien; sie wurden endlich durch eine parteiische und barbarische Schuldengesetzgebung in den Staub getreten. Die herrschende Klasse in Rom war eine besitzende Klasse; und bei der Erlassung und Handhabung der Gesetze hatte sie ausschließlich ihr eignes Interesse im Auge. So mischte sich in das Verhältniß von Herren und Unterthanen noch das Verhältniß von Darleihern und Borgern. Die Großen hielten einen guten Theil der städtischen Gemeinde durch Vorschüsse zu enormem Wucherzins in Abhängigkeit. Das Schuldengesetz, von Gläubigern und zu Gunsten der Gläubiger abgefaßt, war das furchtbarste, wovon man je gehört. Die patricischen Darleiher konnten über die Freiheit und selbst über

das Leben der Zahlungsunfähigen verfügen. Kinder geriethen oft durch Unglücksfälle, die ihre Aeltern betroffen, in Sklaverei. Die Schuldner kamen nicht in ein öffentliches Gefängniß, unter die Aufsicht unparteiischer öffentlicher Beamten, sondern in ein Arbeitshaus, das des Gläubigers Privateigenthum war. Man erzählte sich von diesen Kerkern schreckliche Geschichten. Foltern, hieß es, und viehische Schändung waren da an der Tagesordnung; enge Fußblöcke, schwere Ketten und spärliche Nahrung wurden für Unglückliche bereit gehalten, deren einziges Verbrechen die Armuth war; und tapfere Soldaten, mit ehrenvollen Narben auf der Brust, trugen auf dem Rücken oft noch tiefere Spuren von den Geißeln hochgeborener Wucherer.

Die Plebejer waren jedoch nicht ganz ohne verfassungsmäßige Rechte; sie hatten vielmehr seit frühen Zeiten einen Antheil an politischer Macht erhalten. Sie waren jeder in seiner Centurie verzeichnet, und nahmen einen nicht unerheblichen, obgleich zu ihrer Kopfzahl in keinem Verhältniß stehenden Antheil an der Verfügung über jene hohen Würden, die ihnen selbst verschlossen blieben. So hatte ihre Stellung einige Aehnlichkeit mit der der irischen Katholiken zwischen den Jahren 1792 und 1829. Auch besaßen die Plebejer das Vorrecht, jährlich Beamte unter dem Titel Tribunen zu bestellen, welche zwar an der eigentlichen Staatsregierung nicht theilnahmen, aber mit der Zeit eine Macht erwarben, die selbst den klügsten und entschlossensten Consuln und Dictatoren furchtbar wurde. Ihre Person war unverletzlich; und obgleich sie unmittelbar wenig ausrichten konnten, vermochten sie doch Alles zu verhindern.

Ueber ein Jahrhundert lang nach der Errichtung des Tribunats kämpften die Gemeinen mit männlicher Beharrlichkeit für die Abstellung ihrer Beschwerden, und trotz vieler Stockungen und Rückschritte gelang es ihnen, der hartnäckigen Aristokratie ein Zugeständniß nach dem andern zu entringen. Im Jahre der Stadt 378 endlich boten beide Parteien alle ihre Kraft zu einer letzten verzweifelten Anstrengung auf. Der volksbeliebte und thatkräftige Tribun Cajus Licinius brachte die nach ihm benannten drei denkwürdigen Gesetze zur Hebung jener drei großen Uebel in Vorschlag. Er wurde von seinem Collegen L. Sextius mit ebenso ausgezeichneter Klugheit als Festigkeit unterstützt. Es scheint der wildeste Kampf gewesen zu sein, der je in einem Staat ohne Waffengewalt entschieden wurde. Hätte ein solcher Zwist in irgend einer griechischen Stadt getobt, die Straßen würden von Blut überschwemmt worden sein. Aber der Römer bewahrte selbst in der Fieberhitze der Parteiwuth seinen ruhigen Ernst, seine Ehrfurcht vor dem Gesetz, und seine Achtung für das Leben seiner Mitbürger. Jahr auf Jahr wurden Licinius und Sextus wieder zu Tribunen gewählt. Jahr auf Jahr machten sie, wenn die auf uns gekommene Erzählung Glauben verdient, von ihrer Gewalt, die ganze Regierungsmaschine zum Stillstande zu bringen, den ausgedehntesten Gebrauch. Es konnten keine curulischen Beamten gewählt, keine Truppen ausgehoben werden. Wie während dieser langen Anarchie der Friede aufrecht erhalten, und im täglichen Verkehr das Recht gehandhabt werden konnte, dies zu erklären, wissen wir zu wenig von dem Zustande Roms in jenen Tagen. Die Erbitterung beider Parteien stieg auf den höchsten Punkt. Es läßt sich vermuthen, daß die Aufregung besonders bei den jährlichen Tribu-

nenwahlen einen furchtbaren Grad erreichte. Kein Zweifel, daß die großen Familien bei solchen Gelegenheiten Alles aufboten, was in ihren Kräften stand, um die Eintracht der Plebejer durch Einschüchterung und Verführung zu zerstören. Aber diese Eintracht zeigte sich unauflöslich. Endlich triumphirte die gute Sache. Die licinischen Gesetze gingen durch. Lucius Sextius ward der erste, Cajus Licinius der dritte plebejische Consul.

Die Folgen dieser großen Umwälzung waren überaus ruhm- und segensreich. Der Aussöhnung der Stände folgten zwei Jahrhunderte der Wohlfahrt, der Eintracht und des Sieges. Menschen, die sich noch der kleinen Kriege erinnerten, welche Rom vordem fast im Gesichtskreise des Kapitols geführt, erlebten es noch, ihre Vaterstadt als die Gebieterin Italiens zu sehn. So lange die Plebejer von den Staatsämtern ausgeschlossen blieben, war Rom kaum im Stande, sich gegen die Volsker und Herniker zu behaupten. Als jene Ausschließung aufhörte, wuchs es schnell zu einer Macht heran, die sich mit Karthago und Macedonien messen konnte.

Während des großen licinischen Kampfs verhielten sich die plebejischen Dichter ohne Zweifel nicht schweigsam. Selbst in neuen Zeiten sind Lieder durchaus nicht ohne Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten gewesen; in einer Gesellschaft vollends, wo die Buchdruckerkunst unbekannt und Bücher selten waren, muß eine pathetische oder humoristische Parteiballade Wirkungen hervorgebracht haben, von denen wir uns nur eine schwache Vorstellung machen können. Es ist gewiß, daß satirische Gedichte schon sehr früh in Rom etwas Gewöhnliches waren. Die Land-

leute, welche von dem Sitz der Regierung entfernt lebten und sich an den Parteistreitigkeiten wenig betheiligten, ließen bei ihren kleinen Dorfzänkereien ihren Aerger in rohen fescennini-schen Versen aus. Die Pasquille der Stadt waren ohne Zwei-fel höherer Art; und der Adel bekam früh ihren Stachel zu füh-len. Denn in den Zwölf Tafeln, also lange vor den licinischen Gesetzen, wurde der Bürger, welcher ein Schmähgedicht auf einen andern abfaßte oder vortrug, mit schweren Strafen bedroht *). In der That, die Satire ist die einzige Dichtungsart, in welcher die lateinischen Dichter, deren Werke wir noch besitzen, nicht bloße Nachahmer fremder Muster waren; es ist daher auch die einzige Dichtungsart, in welcher sie ihres Gleichen nicht haben. Die Satire war nicht, wie ihre Tragödie, ihre Komödie, ihre epische und lyrische Poesie, eine Treibhauspflanze, welche die sorgfältigste und geschickteste Pflege nur mit spärlichen und ver-kümmerten Früchten belohnte. Sie hatte Saft und Kraft; und aus allen ihren mannichfaltigen Blüthen wehte der Duft des ausonischen Bodens. „Die Satire," sagt Quintilian mit ge-rechtem Stolz, „ist ganz unser eigen." Sie entsprang auch ganz naturgemäß aus der Form der römischen Regierung und aus dem Geist des römischen Volks; und wenn sie sich zuletzt auch den aus Griechenland herübergekommenen metrischen Gesetzen unterwarf, so bewahrte sie doch bis zum letzten Augenblick einen

*) Cicero schließt aus diesem Gesetz mit Recht, daß es alte la-teinische Dichter gegeben, deren Werke vor seiner Zeit verloren gegan-gen waren. „Quamquam id quidem etiam XII tabulae declarant, condi jam tum solitum esse carmen, quod ne liceret fieri ad alte-rius injuriam lege sanxerunt." Tusc. IV, 2.

wesentlich römischen Character. Lucilius war der älteste Satiriker, dessen Werke unter den Cäsaren hochgehalten wurden. Aber viele Jahre vor des Lucilius Geburt war Nävius in einen Kerker geworfen und dort mit ungewöhnlicher Härte bewacht worden, weil er die große Familie der Cäcilier in bittern Versen angegriffen hatte*). Das Genie und der Muth der römischen Satiriker überlebten die Freiheit ihres Vaterlandes und wurden durch den grausamen Despotismus der julischen und flavischen Cäsaren nicht erstickt. Der große Dichter, welcher die Geschichte von Domitian's Steinbutte erzählte, war der rechtmäßige Nachfolger jener vergessenen Volkssänger, deren Lieder die Parteikämpfe der jungen Republik belebt hatten.

Diese Sänger scheinen, wie Niebuhr bemerkt, insgemein auf Seiten des Volks gestanden zu haben. Wir irren uns schwerlich, wenn wir annehmen, daß sie zur Zeit jener großen Staatskrisis sich damit beschäftigten, die gewaltigsten und giftigsten Reden der Tribunen in Verse zu bringen und die Führer der Aristokratie mit Schmähungen zu überhäufen. Jedes persönliche Gebrechen, jeder häusliche Scandal, jede alte Geschichte, die einem adligen Hause zur Unehre gereichte, mochte hervorgesucht und mit Uebertreibungen unter die Leute gebracht werden. Das berühmte Haupt der aristokratischen Partei, Marcus Furius Camillus, mochte in seinem ehrwürdigen Alter und in der Erinnerung an die großen Dienste, die er dem Staat geleistet, einigen Schutz finden. Aber dem Appius Claudius Crassus

*) Plautus, Miles Gloriosus. Aulus Gellius III, 3.

kam keine derartige Rücksicht zu gute. Er stammte von einer langen Reihe von Ahnen, die sich durch ihren Hochmuth und durch die Unbeugsamkeit bemerklich gemacht hatten, mit welcher sie allen Forderungen des Plebejerstandes entgegen getreten waren. Und während ihre politische und persönliche Haltung ihnen den heftigsten Haß des Volkes zuzog, traf sie, wenn man der ältesten römischen Geschichte irgend welchen Glauben schenken darf, der Vorwurf, daß sie von den Eigenschaften entblößt waren, welche in einer kriegerischen Republik hinreichen, eine Menge von Vergehungen zu bemänteln. Die Häupter der claudischen Familie scheinen beredt, mit den öffentlichen Geschäften vertraut, und nach dem Maßstabe ihres Zeitalters sehr unterrichtet gewesen zu sein; aber im Kriege waren sie nicht durch Geschicklichkeit oder Tapferkeit ausgezeichnet. Einige von ihnen hatten zu der Zeit, als sie die höchsten Aemter bekleideten, die innere Verwaltung zu ihrem Geschäftskreise gewählt, als wenn sie sich ihrer Schwäche bewußt waren, und den militärischen Oberbefehl ihren Collegen überlassen *). Einer war mit einer Armee betraut worden und hatte Schimpf und Schande geerntet **). Keiner von ihnen hatte die Ehre eines Triumphs gehabt. Keiner hatte eine kriegerische Großthat vollbracht, mit den Thaten zu vergleichen, durch welche Lucius Quinctius Cincinnatus, Titus Quinctius Capitolinus, Aulus Cornelius Cossus, und vor allen der große Camillus die Achtung der Menge wider ihren Willen erzwangen. Während des licinischen Kampfs that Appius Claudius

*) In den Jahren der Stadt 260, 304 und 330.

**) Im Jahre der Stadt 282.

Crassus sich durch die Gewandtheit und Strenge hervor, mit welcher er gegen die beiden großen Volksführer Reden hielt. Ihn mochten deshalb vorzugsweise die plebejischen Satiriker zur Zielscheibe wählen; auch konnten sie über den Punkt, auf welchem er ihren Angriffen eine Blöße bot, nicht in Verlegenheit sein.

Sein Großvater, der ebenfalls Appius Claudius hieß, hatte einen ebenso verabscheuten Namen hinterlassen wie Sextus Tarquinius. Dieser ältere Appius war mehr als siebzig Jahre vor der Einbringung der licinischen Gesetze Consul gewesen, hatte eine eigenthümliche Krise der öffentlichen Meinung benutzt, die Zustimmung der Gemeinen zur Abschaffung des Tribunats zu erhalten, und war der Chef jenes Raths der Zehn gewesen, in dessen Händen sich alle Zweige der Staatsregierung befanden. Wenige Monate hatten hingereicht, seine Verwaltung allgemein verhaßt zu machen. Sie war von einem unwiderstehlichen Ausbruch der Volkswuth über den Haufen geworfen worden; und auf ihrem Andenken ruhte noch immer der Fluch der ganzen Stadt. Die unmittelbare Ursache des Sturzes dieser abscheulichen Regierung sollte ein Angriff des Appius Claudius auf die Unschuld eines schönen jungen Mädchens von niedriger Herkunft gewesen sein. Man erzählte sich, daß der Decemvir, außer Stande, durch Bestechungen und Bitten zum Ziel zu kommen, zu einem schändlichen Act der Tyrannei seine Zuflucht genommen. Ein nichtswürdiger Client des claudischen Hauses erhob auf das Mädchen als seine Sklavin Anspruch. Die Sache kam vor den Richterstuhl des Appius, und der ruchlose Beamte entschied trotz der klarsten Gegenbeweise für seinen Clienten. Aber des Mädchens

Vater, ein tapfrer Soldat, rettete sie aus Sklaverei und Schande, indem er ihr vor den Augen des ganzen Forums ein Messer ins Herz stieß. Dieser Stoß war die Losung zu einer allgemeinen Erhebung. Lager und Stadt standen zugleich auf; die Zehn wurden gestürzt, das Tribunat wieder hergestellt; und Appius entging den Händen des Nachrichters nur durch Selbstmord.

Es kann kaum ein Zweifel aufkommen, daß die Volksdichter, welche von Haß gegen den patricischen Stand, das Haus der Claudier, und besonders gegen den Enkel und Namensgenossen des schändlichen Decemvirs glühten, einen für poetische wie demagogische Zwecke so wunderbar brauchbaren Stoff mit Begierde ergriffen.

Um für die nachstehenden Fragmente des Liedes von Virginia den richtigen Standpunkt zu gewinnen, muß der Leser sich in die Seele eines Plebejers hineindenken, der eben für die Wiedererwählung des Sertius und Licinius gestimmt hat. Die Patricier haben alle ihre Macht aufgeboten, die beiden großen Vorfechter der Gemeinen zu verdrängen. Jeder Posthumius, Aemilius und Cornelius hat seinen Einfluß erschöpft. Schuldner sind unter der Bedingung, gegen die Männer des Volks zu stimmen, aus den Arbeitshäusern entlassen worden; Clienten, an verschiedenen Punkten aufgestellt, haben die Lieblingscandidaten der Plebejer auspfeifen und unterbrechen müssen; Appius Claudius Crassus hat mit mehr Beredsamkeit und Härte gesprochen als je; — Alles umsonst: Licinius und Sertius haben zum fünften Mal alle Tribus für sich gehabt; — die Arbeit

ruht, alle Buden sind geschlossen; die Plebejer tragen die beiden Vorfechter der Freiheit auf ihren Schultern über das Forum. In diesem Augenblick wird angekündigt, daß ein Volksdichter, ein eifriger Anhänger der Tribunen, ein neues Lied gemacht, das den claudischen Edeln recht durch's Herz schneiden werde. Die Menge sammelt sich um ihn und fordert ihn auf, es vorzutragen. Er nimmt seinen Standpunkt auf dem Platz, wo Virginia nach der Tradition vor mehr als siebzig Jahren von dem Kuppler des Appius ergriffen wurde, und beginnt seine Geschichte.

Virginia.

Fragmente eines Liedes, gesungen auf dem Forum, an dem Tage, als Lucius Sextius Lateranus und Cajus Licinius Calvus Stolo zum fünften Mal zu Volkstribunen gewählt wurden, im Jahre der Stadt CCCLXXXII.

Ihr guten Bürgersleute, von Herzen treu und echt,
An den Tribunen haltend, wie sie an eurem Recht,
Kommt, stellt im Kreis euch um mich, und hört mich achtsam an,
Ich meld' euch, was Rom einstens litt, was Rom noch leiden kann.

Dies ist kein griechisch Mährchen von Quellen süßen Weins,
Von schlangenhaar'gen Mädchen, vom Trank des Herenschweins.
Hier, hier auf diesem Forum, in heller Mittagszeit,
Vor aller Leute Augen, geschah das Herzeleid.
Noch leben Leute, welche den Schreckenstag gesehn:
Just siebenundsiebzig Jahre sind's, zur Zeit der bösen Zehn.

Noch jetzt wird allen Namen der bösen Zehn geflucht,
Doch so wie Appius Claudius war kein anderer verrucht.
Er stapfte über's Forum, wie einst Tarquinius Rex,
Begleitet von zwölf Beilen, auf jeder Seite sechs;
Die Bürger wichen rechts und links vor seiner Stirne Droh'n;
Sah'n sie ihn seitwärts an, so zog's um seinen Mund wie Hohn;

Die dräu'nde Stirn, der Mund voll Hohn, sie zeichnen sein Geschlecht,
Denn noch stand nie ein Claudius für der Gemeinen Recht.
An rechten Dienern fehlt's ihm nicht; ihm folgt auf jedem Schritt
Sein Marcus mit gerecktem Kinn und mit dem Schleichertritt;
Zum Lauf die Lenden aufgeschürzt, was auch der Auftrag sei,
Und immer lächelnd, was der Herr auch spreche, einerlei.
Bei falschen Griechen spaßt für Geld und kuppelt solch Gezücht;
Und solch Gezüchte tobt für Geld, wenn eu'r Licinius spricht.
Wo man den Honig schüttet, man Fliegenschwärme schaut;
Wo man ein Aasstück hinwirft, wird Rabenkrächzen laut;
Wo Unrath in der Tiber treibt, kommt der gefräß'ge Hecht;
Und wo es solchen Herren giebt, da giebt's auch solchen Knecht.

Da, wie der Stern des Morgens blinkt durch schwarzer Wolke Spalt,
Kam eine junge Maid vorbei, von lieblicher Gestalt.
Die kleinen Täflein in der Hand, die Tasche an dem Arm,
Hüpft' aus der Schule sie nach Haus und ahnte keinen Harm;
Und lief in Unschuld dort vorbei, wo jene Beile dräu'n,
Mit offner Stirne, nicht gewohnt, der Männer Blick zu scheu'n;
Und bog zur Heil'gen Gasse ab, und wie sie tanzt' entlang,
Da trällerte sie vor sich hin ein Stück vom alten Sang,
Wie einst Lucretia Wolle spann in stiller Mitternacht,
Und wie ein Schwank die Fürsten vom Lager hergebracht.
Die Maid sang wie die Lerche singt, wenn sie vom Neste bricht,
Aus der Aprilsaat grünem Nest hinauf ins Morgenlicht.

Wie Appius ihren frischen Ton, ihr frisches Bild gewahrt,
Fühlt er die böse Liebe, die des bösen Stammes Art,
Und über's ganze Forum, die Heil'ge Gass' hinab,
Verfolgt sein Habichtsauge der weißen Füßchen Trab.

* * * * *

Auf den Albanerbergen die Morgensonne hing;
Auf allen Dächern kräuselt sich der Rauch in dünnem Ring;
Die Thore standen offen; das Forum war belebt;
Wie'n Bienenstock von Käufern und Verkäufern summt's und webt;
Lustig auf Block und Eisen des Meisters Schlag erklang,
Und lustig bei den Körben das Blumenmädchen sang,
Und lustig kam und lächelnd Virginia heraus:
O weh dir, holde Römermaid! Was bliebst du nicht zu Haus!
Die kleinen Täflein in der Hand, die Tasche an dem Arm,
So hüpfte nach der Schule sie, und ahnte keinen Harm.
Sie ging die bunten Budenreih'n des Forums in die Höhe,
Und stand gerad' auf diesem Platz, worauf ich heute stehe,
Da trat sie Marcus an, der Schuft, nicht so wie neuerlich
Er hinter seinem Herrn mit dem Clientenlächeln schlich,
Mit dräu'nder Stirn und stierem Blick, die Fäuste wild geballt,
Trat er Virginia in den Weg und packt' sie mit Gewalt.
Die Maid erschrack und wehrte sich mit lautem Angstgeschrei,
Und auf ihr Kreischen lief das Volk von rechts und links herbei;
Vom Wechseltisch kam Crispus, in dünnen Silberhaaren,
Und Hanno aus der Bude für blanke Pönerwaaren,

Mit halbgeschweißtem Schwert der Schmied Muräna voller Eil,
Und Volero der Fleischer, in seiner Hand das Beil.
Groß war die Wuth, denn allen war das schöne Kind bekannt,
Und wenn sie kam, so warfen sie ihr Küsse mit der Hand.
Der Schmied Muräna gab dem Schuft, dem Marcus, einen Stoß;
Er taumelte drei Schritt zurück und ließ das Mädchen los.
Doch rauhen Tones knurrt' er und starrte wild herum:
„Mein ist sie, und mein bleibt sie; ich will mein Eigenthum.
Ja, sie ist meine Sklavin, geboren — das steht fest —
In meinem Hause, und als Kind geraubt im Jahr der Pest.
Es war im Mond September, am Tag der Angst und Noth:
Zwei Augurn just begraben, vor Nacht der Consul todt.
Bei Appius dien' ich, diente bei seinem Vater schon, —
Wer dem Clienten nahe tritt, der fürchte den Patron!"

So sprach der Schurke Marcus, und wie von Furcht gebannt
Stand alles Volk, als er den Herrn, den Claudier, genannt.
Denn kein Tribun war damals und sprach das mächt'ge Wort,
Des reichen Mannes Schrecken, des Armen Schutz und Hort.
Kein Sertius, kein Licinius nahm sich der Leute an;
Die ganze Stadt war jenen Zehn mit Schrecken unterthan.
Doch eh' der Schurke Marcus von neuem faßt' die Maid,
Die schluchzend sich und schreiend hielt an des Muräna Kleid,
Da drängte durch die Gaffer der junge Icilius,
Zerriß sein Kleid, schlug sich die Brust, und stampfte mit dem Fuß,

Und sprang auf jene Säule, genannt in manchem Lied,
Wo man drei rost'ge Helme, drei rost'ge Schwerter sieht,
Und winkt dem Volk, und kühn und laut entströmt das glüh'nde Wort
Von seinem Mund, das wie ein Dolch in Zwingerseelen bohrt:

„Bei eurer Kinder Wiege, bei eurer Väter Grab,
Seid heute Männer oder sagt der Freiheit ewig ab!
Gab dazu Servius sein Gesetz? Lucretia ihr Blut?
Ward dazu Rache streng geübt an des Tarquinius Brut?
Dazu des Vaters Richterstuhl von Sohnes Blut besprengt?
Dazu die Hand des Scävola im Tuskerfeu'r versengt?
Scheut vor des Fuchses Bau das Volk, das einst den Leu gehetzt?
Das einen einz'gen Herrn nicht litt, es kriecht vor zehnen jetzt?
O lebte noch, der den Senat gebeugt, der alte Geist!
O säh' ich noch den heil'gen Berg von Zelten hell geweißt!
Fest standen unsre Väter zusammen, was auch kam;
Sie trotzten so des Marcius Wuth, sie machten Fabius zahm;
Sie trieben in Verbannung der Quinctier wild'sten Sohn,
Und aller Claudier frechsten trotz Bund und Beil davon.
Doch wir verschleudern thöricht, was sie uns treu vermacht;
Die Frucht von sechzig Jahren erfror in Einer Nacht.
Patricier, triumphiret! Es ruht der harte Strauß.
Nach Ehren rangen wir — umsonst; nach Freiheit — es ist aus.
Kein Herold ruft zum Wahltag der Menge Eifer mehr;
Sein mächt'ges Wort spricht kein Tribun, der Schwachen starke Wehr.

Den Herzen selber, sonst so stolz, könnt ihr Gesetze schreiben.
Land, Reichthum, Macht sind euer — und mögen euer bleiben.
Euch bleibe der curul'sche Stuhl, das purpurne Gewand,
Die Fasces, euch der Lorbeerkranz, das heil'ge Priesterband;
Preßt uns für eure Schlachten; füllt eure Scheuern dann
Mit Korn von dem Gemeinland, das unser Schwert gewann.
Was kümmert euch die Heilkunst, wenn unsre Beule schwärt?
Laßt euren Wucherzins bestehn, der unser Mark verzehrt.
Häuft auf die bleichen Schuldner der Väter ganze Pein;
Sperrt sie in gift'ge Höhlen wie sonst auch heute ein;
Kein Feu'r im Winter, keine Luft im Strahl des Sirius;
Peitscht ihre freien Rücken wund, schließt ihren freien Fuß!
Macht schwerer noch die Ketten, verstärkt der Riegel Damm —
Wir liefern eurem Haß uns aus, geduldig wie ein Lamm.
Doch bei den Schatten unten, den Göttern oben hoch,
Fügt zu dem wilden Hasse nicht die wild're Liebe noch!
Habt ihr nicht schöne Damen, entsprossen den Geschlechtern
Von Consuln und Pontifen, und Alba's Königstöchtern?
Die ihren Fuß auf unsern Pfad zu setzen stolz verschmäh'n,
Die spöttisch auf die Gaffenden aus ihren Kutschen sehn,
Die vor Corintherspiegeln sich vornehm selbst benicken,
Von Capua's Wassern duften, mit Spaniens Gold sich schmücken?
Laßt drum den einz'gen Balsam, der für den Armen rinnt —
Laßt ihm die süße Liebe von Schwester, Weib und Kind,
Den holden Laut, der jeden Schmerz der wunden Seele schließt,
Den Kuß, in dem er jedes Joch, selbst eures, fast vergißt.
Es schaue seiner Tochter Reiz der Vater an mit Lust;
Es ruhe unbefleckt die Braut an des Verlobten Brust.

Spart uns die namenlose Schmach, den nie gesühnten Schmerz!
Er facht in Glut des Trägen Blut, er stählt des Feigen Herz!
Daß nicht, wenn in Verzweiflung wir dem letzten Trost entsagt,
Euch eine Schreckensstunde lehrt, wie viel das Elend wagt!"

* * * * *
* * * * *

Virginius führte seitwärts das Mädchen unverwandt,
Dort wo mit Fellen hoch behäuft die Fleischbank dampfend stand,
Dicht neben jenen niedrigen und dunkeln Bogengang,
Wo gurgelnd zur Kloake das Blut herunterſprang.
Sein Messer hatt' ein Fleischer dort gelegt auf einen Block;
Virginius nahm das Messer auf und barg's in seinem Rock.
Und seine Augen wurden trüb', und seine Kehle schwoll,
Und hohl und heiser hub er an: „Leb' wohl, mein Kind, leb' wohl!
O, du warst stets mein Liebling! Zwar rauh ist meine Art,
Doch dir — wie konnte man es auch? — dir war ich niemals hart.
Und wie mein Kind mich liebte! Wie hoch erfreut vernahm
Sie meinen Tritt, als vor'ges Jahr ich aus dem Felde kam!
Ob meiner Bürgerkrone, wie tanzte sie vor Lust!
Und nahm mein Schwert, und hängte mir die Toga um die Brust!
Vorbei ist nun das Alles — ja, all dein liebes Thun,
Dein Nähen und dein Plaudern, dein Lied von Sonst und Nun;
Und Niemand, der mir Lebewohl, der mir Willkommen ruft,
Der an des Greises Bette wacht, und weint an seiner Gruft.

Das frohste Haus von allen, die die Mauer Roms gefaßt,
Das mit dem Marmor nicht getauscht in Capua's Palast,
Tauscht für dein helles Lächeln nun ew'ges Dunkel ein;
Wo deine Silberstimme klang, wird's grabesstille sein.
Die Zeit ist da. Sieh, wie auf uns sein Finger gierig weist!
Wie sich sein Geierauge labt am Gram, der dich zerreißt!
Er ahnt es nicht, bei allem Witz: trotz Raub und trotz Verrath
Blieb deinem Vater noch ein Weg — der letzte, den er hat.
Er ahnt nicht, daß ich in der Hand hier packe, was dich frei
Von Hohn und Schlägen machen kann, dem Loos der Sklaverei;
Ja, und von namenlosem Weh, schlimmer als Hohn und Schlag,
Das ewig dir verborgen sei, wie bis auf diesen Tag.
Umarme mich zum letzten Mal, gieb mir den letzten Kuß —
Und nun, mein liebes gutes Kind, ich thue was ich muß."
Und stieß mit hoch gehob'nem Stahl, wo sich die Seite bot;
Und nieder sank sie in ihr Blut, und stöhnte, und war todt.

Und eine kleine Weile blieb Alles athemlos;
Still war's auf vollem Forum so wie in Grabesschooß;
Und dann aus allen Kehlen erscholl mit einem Mal
Ein Schrei, als wenn die Volsker erklimmten Thor und Wall.
Der nahm mit abgewandtem Blick nach Hause seinen Lauf;
Der rannte nach dem Arzte; der hob die Todte auf;
Der faßt' an Puls und Lippe, ob er noch Leben fühlt;
Und der zerriß sein Kleid, ob er vielleicht die Wunde stillt.
Umsonst ihr Fühlen und ihr Müh'n, denn nie im Volkerschwarm
Traf sichrer auf des Feindes Herz Virginius starker Arm.

Als Appius jene That sah, sank schaudernd er zurück,
Und zog die Toga über's Haupt auf einen Augenblick,
Bis kreideweiß, die Augen geröthet, in der Hand
Das Messer hoch erhoben, Virginius vor ihm stand.
„Die ihr im untern Dunkel wohnt, ihr Rächer blut'gen Thuns,
Beim Blut des Kindes ruf' ich euch: Richtet ihr zwischen uns!
Und so wie Claudius heut an mir und meinem Haus gethan,
So thut auch ihr dem Claudius und seinem Stamme an!"
So sprach der Kindesmörder und wandte sich zurück,
Warf dorthin, wo die Leiche lag, noch einen grassen Blick,
Und rang die Händ', und stöhnte laut, und dann mit festem Tritt
Er weiter, mitten durch den Markt, zur Heil'gen Gasse schritt.

Empor sprang Claudius: „Haltet ihn, lebendig oder todt!
Zehntausend As für seinen Kopf! Ihr höret mein Gebot!"
Er sah auf seine Hör'gen; doch niemand, der sie will;
Er sah auf die Lictoren; sie standen zitternd still.
Und wie Virginius schweigend hindurchschritt durch's Gedränge,
Trat rechts und links zur Seite die mächt'ge Menschenmenge.
Und ungefährdet kam er in sein bekümmert Haus,
Und ritt, zu künden was geschehn, ins Lager schnell hinaus.

Indessen schwoll die Volksflut von allen Seiten an,
Die Straßen und die Hallen rings voll Menschen Mann an Mann;
Und dicht am Leichnam bald sich die Schaar zusammenfand,
Die einst in Lieb' und Sippschaft der Todten nahe stand.

Sie brachten eine Bahre, Cypressenkränze drauf,
Und hoben sacht das Mädchen und legten sie hinauf.
Auf Appius Claudius' Antlitz lag der alte Claudierhohn;
„Was will denn das Gesindel hier?" rief er im Claudierton;
„Hat's kein Gewerbe, daß es so sich umtreibt ohne Zweck?
Lictoren, treibt das Volk vom Markt, und schafft die Leiche weg!"
Noch schwiegen Schmerz und Ingrimm zu solchem schnöden Wort,
Nur dumpfes, hohles Murren lief durch die Menge fort,
Wie vor dem Wirbelwinde es auf der Tiefe stöhnt,
Wie knurrend, halb im Schlafe, der Kettenhund sich dehnt.
Doch als die Zwölf, mit Beilen und Ruthen auf dem Arm,
Zwölf starke Männer, nieder gestiegen in den Schwarm,
Da, sagen jene, welche selbst den Tag der Wuth gesehn,
War ein Getöse, wie noch nie im Forum Roms geschehn.
Das Jammern, Pfeifen, Fluchen und Heulen war dem Ohr
Vernehmbar hinter'm Pincius und vor'm Albanerthor.
Doch dicht am Leichnam, wo sich die kleine Schaar befand,
Die einst in Lieb' und Sippschaft der Todten nahe stand,
Da schrie man nicht, da winkte man sich finster zu und stumm,
Und brach die Bänke ab, und schlug die Toga höher um.
Ein Glück, daß die Lictoren nicht gedrungen an den Ort,
In Stücke wären alle zwölf gerissen da sofort.
Mit blut'gen Köpfen drängten sie bei Zeiten noch zurück,
Das Kleid zerfetzt, die Beile zerbrochen Stück für Stück.
Doch Claudius biß die Lippe, der Wange Blut entwich,
Und dreimal winkt' er mit der Hand, und dreimal hob er sich,
Und dreimal schlug ein schreckliches Geheul zu ihm heran:
„Birg dich im Abgrund, Höllenhund! Da sieh, was du gethan!

Wer unsre Mädchen knechten will, muß erst den Männern stehn.
Es leben die Tribunen! Und nieder mit den Zehn!"
Und durch die Lüfte sausend, wie Hagelschlossen dicht,
Ein Stein- und Scherbenregen den Richterstuhl umfliegt;
Und Appius' Kniee bebten, und Appius' Trotz zerbrach, —
Nie war ein Claudius herzhaft, es sei denn gegen Schmach.
Sind uns die großen Häuser gram, so sag' ich doch, was wahr:
Sie waren alle, bis auf eins, stets tapfer in Gefahr.
Des Cajus von Corioli Triumph und Untergang,
Sein Rächen und Vergeben, lebt noch im Lagersang.
Der Tusker und der Gallier ging oft durch Furius' Joch;
Der Rom erhöht, er trage auch in Rom die Stirne hoch.
Doch jeder Claudier zittert, wo's vor dem Feinde gilt,
Und wechselt Farbe wie ein Weib, erblickt er Schwert und Schild.
Ein Claudier-Triumph galt stets der Stadt und ihrem Recht,
Nur auf der Bürger Nacken ward der Claudier Joch gelegt.
Ein Cossus springt die Feinde an wie eine wilde Katze,
Ein Fabius bricht, dem Eber gleich, in das Halloh der Hatze;
Allein die schnöde Claudierbrut, sie kläfft im Köterton
Und schnappt nach Fliehenden und läuft vor einem Schlag davon.
So Appius auch, als um ihn nun heranflog Stein auf Stein;
Er rang die Hände, duckte sich, und schlug sich auf das Bein.
„Clienten und Lictoren, o helft mir hier heraus!
Ich bin des Todes! Seid so gut und bringt mich schnell nach Haus!"

Er sprach's und schaute um sich, vor Angst verwildert schier,
Da hoben den curul'schen Stuhl Lictoren ihrer vier;
Und achtzig Hör'ge gingen links, und achtzig andre rechts,
Mit Stab und Schwert, und aufgeschürzt in Aussicht des Gefechts.
So hitzig drang die Menge an, auch ohne Schwert und Stab,
Daß kaum der Zug hindurch sich schlug, der Appius umgab.
Das Volk war zwölfmal dicht am Stuhl, hielt fünfmal ihn am Kleid;
Lag er einmal am Boden, so kam er nicht mehr weit.
Und dichter fielen Steine herab, und mit Gewalt
Der Ruf: „Hoch die Tribunen!" aus tausend Kehlen schallt;
Es schwankte im Gedränge der Sessel hin und her,
Wie mit zerriss'nen Segeln ein Schiff im Adria-Meer,
Wenn hinter Schaumeswolken Calabriens Leuchtthurm schwand,
Und um die Stirn das Donnercap den schwarzen Schleier band.
Ein Stein schlug Appius in den Mund, ein andrer an das Kinn;
Er war halbtodt vor Angst, bevor er kam zum Palatin.
Sein Kopf, der sonst so hoch sich hob in frechem Uebermuth,
Hing baumelnd auf die Brust herab, wie eines Trunknen thut;
Und als er seine Thür erreicht in seiner Diener Schutz,
War sein Gesicht und Nacken nichts als dickes Blut und Schmutz.
So wie es jenem Claudius ging, mag's seinem Enkel gehn!
Gott schenke Rom noch solchen Tag, und lasse mich ihn sehn!

Die Weissagung des Capys.

Es dürfte kaum nöthig sein, irgend einem Leser die Volkssage ins Gedächtniß zu rufen, nach welcher Romulus, als er seinen Großoheim Amulius erschlagen und seinen Großvater Numitor wiedereingesetzt hatte, Alba, das Erbland der Sylvier, zu verlassen und eine neue Stadt zu gründen beschloß. Die Götter, erzählte die Sage weiter, gaben durch die deutlichsten Zeichen zu erkennen, daß sie dem Unternehmen wohlwollten, und daß der jungen Colonie eine große Laufbahn vorbehalten war.

Diese Begebenheit mußte wol ein Lieblingsthema der altlateinischen Volksdichter sein. Die Natur des Gegenstandes mußte sie darauf führen, den Plan des Romulus einer göttlichen Stimme zuzuschreiben, die ihm die Macht und Wohlfahrt verkündigte, zu welcher seine Stadt bestimmt war. Sie mochten Wahrsager einführen, welche die Siege der noch ungeborenen Consuln und Dictatoren prophezeiten, und der letzte große Sieg mochte gewöhnlich in der Weissagung die hervorragendste Stelle einnehmen. Es liegt nichts Befremdendes in der Annahme, daß der Dichter, welcher den ersten großen Triumph der Römer über die Griechen zu feiern hatte, sein Jubellied in diese Form brachte.

Die Gelegenheit war der Art, daß sie das Nationalgefühl in aller Stärke rege machen mußte. Einer großen Beleidigung war eine große Vergeltung gefolgt. Sieben Jahre vor dieser Zeit wurde Lucius Posthumius Megellus, der aus einem der edelsten Häuser Roms stammte und dreimal Consul gewesen war, als Gesandter nach Tarent geschickt, um für schwere Verletzungen Genugthuung zu fordern. Die Tarentiner gaben ihm in ihrem Theater Gehör, wo er sie in solchem Griechisch anredete, wie es ihm zu Gebote stand, muthmaßlich nicht in solchem, wie Cineas es gesprochen haben würde. Ein feines Gefühl für das Lächerliche war dem griechischen Character eigen, und mit diesem Talent hing ein starker Hang zur Frivolität und Frechheit enge zusammen. Wenn Posthumius einen falschen Accent brauchte, brachen seine Zuhörer in ein Gelächter aus. Wenn er ihnen darüber Vorstellungen machte, so lärmten sie und schimpften ihn einen Barbaren. Am Schluß pfiffen sie ihn förmlich aus, wie einen schlechten Schauspieler. Als der ernste Römer sich zurückzog, trat ein Possenreißer, der wegen seiner beständigen Trunkenheit den Spottnamen Nösel führte, mit den rohsten und unanständigsten Gebärden an ihn heran und bespritzte die senatorische Toga mit Unrath. Posthumius wandte sich zur Menge um und hielt die Toga empor, als wollte er an das allgemeine Völkerrecht appelliren. Dieser Anblick vermehrte nur die Frechheit der Tarentiner. Sie klatschten in die Hände und brachen in ein schallendes Gelächter aus, von dem das Theater erbebte. „Ihr Männer von Tarent," sagte Posthumius, „es wird nicht wenig Blut kosten, dies Kleid rein zu waschen."*)

*) Dion. Hal. De Legationibus.

In Folge dieser Beschimpfung erklärten die Römer den Tarentinern den Krieg. Die Tarentiner suchten Verbündete jenseits des ionischen Meers. Pyrrhus, König von Epirus, kam ihnen mit einer großen Armee zu Hilfe, und zum ersten Mal maßen sich die beiden großen Nationen des Alterthums in offenem Kampfe.

Der Ruhm Griechenlands stand damals, in Waffen wie in Künsten, auf seiner Höhe. Ein halbes Jahrhundert vorher hatte die Laufbahn Alexanders die Bewunderung und den Schrecken aller Völker vom Ganges bis zu den Säulen des Hercules erregt. Macedonische Feldherren hatten königliche Dynastien gegründet, welche noch in Antiochien und Alexandrien herrschten. Daß barbarische Truppen unter barbarischen Führern gegen griechische Tapferkeit und griechische Kriegskunst eine regelmäßige Schlacht gewinnen könnten, schien ebenso unglaublich als es heutzutage scheinen würde, daß die Burmesen oder Siamesen eine gleiche Anzahl englischer Kerntruppen auf offenem Felde in die Flucht schlagen sollten. Die Tarentiner waren von der Unüberwindlichkeit ihrer Landsleute überzeugt, und diese Ueberzeugung hatte sie verleitet, einen Mann, den sie als den Repräsentanten einer niedern Race betrachteten, mit der unanständigsten Rohheit zu behandeln. Unter den damals lebenden griechischen Feldherren war Pyrrhus unbestritten der erste. Unter den griechisch disciplinirten Truppen nahmen seine Epiroten eine hohe Stelle ein. Sein Zug nach Italien bildet einen Wendepunkt in der Weltgeschichte. Er fand dort ein Volk, welches in den schönen Künsten, den speculativen Wissenschaften, und in allen Verfeinerungen des Lebens hinter den

Athenern und Corinthern weit zurückstand, das aber an Kriegstüchtigkeit auf der ganzen Erde nicht seines Gleichen hatte. Seine Waffen, seine Rangstufen, seine Schlachtordnung, seine Weise sich zu verschanzen, Alles war lateinischen Ursprungs und nicht durch das Studium fremder Muster, sondern durch das Genie und die Erfahrung vieler Generationen von großen einheimischen Befehlshabern allmählig der Vollendung nahe gebracht. Bedeutungsvoll waren die ersten Worte, in welche der König ausbrach, als sein geübtes Auge das römische Lager überschaute: „Diese Barbaren," sagte er, „haben in ihren militärischen Anordnungen nichts Barbarisches." Er blieb anfangs Sieger, denn er war den ihm gegenüberstehenden Feldherren an Talent überlegen, und die Römer waren auf den Angriff der Elephanten des Orients nicht gefaßt, die man in Italien zum ersten Mal sah, — dieser beweglichen Berge mit Schlangenhänden.*) Aber die Siege der Epiroten waren schwer errungen, theuer erkauft und ganz und gar erfolglos. Endlich wurde Manius Curius Dentatus, der in seinem ersten Consulat zweimal triumphirt hatte, wieder an die Spitze der römischen Republik gestellt und dem ausländischen Feinde entgegengeschickt. Pyrrhus unterlag vollständig in einer großen Schlacht bei Benevent. Er ging über das Meer zurück, und die Welt hörte mit Staunen, daß man ein Volk entdeckt hatte, welches den besten nach dem System des Parmenio und Antigonus abgerichteten Truppen im offenen Gefecht überlegen war.

---

*) Anguimanus ist der altlateinische Beiname des Elephanten. Lucretius II, 538. V, 1302.

Die Sieger hatten ein gutes Recht, über diesen Ausgang zu frohlocken, denn ihr Ruhm war ganz ihr eigen. Sie hatten es nicht von ihrem Feinde gelernt, wie sie ihn überwinden konnten; mit ihren eignen nationalen Waffen, in ihrer eigenen nationalen Schlachtstellung hatten sie die Waffen und die Tactik zu Schanden gemacht, die bisher für unwiderstehlich gegolten. Das Pilum und das Breitschwert hatten die macedonische Lanze besiegt; die Legion die macedonische Phalanx durchbrochen. Selbst die Elephanten vermochten nicht, sobald die erste Ueberraschung vorüber war, die festen und doch gefügigen Bataillone Roms in Verwirrung zu bringen.

Florus erzählt, und man wird es ihm gern glauben, daß der Triumph Alles an Pracht übertraf, was Rom bisher der Art gesehen hatte. Die Siegsbeute, welche Papirius Cursor und Fabius Maximus zur Schau stellen konnten, bestand nur in Schaf- und Rinderheerden, roh gebauten Frachtwagen, und Haufen von Helmen und Speeren. Aber jetzt schmückten zum ersten Mal Asiens Reichthümer und Griechenlands Künste ein römisches Schaugepränge. Silbergeschirr, feine Stoffe, kostbare Geräthe, seltne Thiere, herrliche Gemälde und Statuen machten einen Theil des Aufzuges aus. Beim Gastmal mochte sich eine Schaar von Kriegern und Staatsmännern versammeln, unter denen Manius Curius Dentatus die höchste Stelle einnahm. Cajus Fabricius Luscinus, damals nach zwei Consulaten und zwei Triumphen Censor der Republik, erhielt ohne Zweifel einen Ehrenplatz an der Tafel. An unscheinbareren Plätzen lagen vermuthlich einige von denen, welche einige Jahre später der Schrecken Karthago's waren: Cajus Duilius, der Schöpfer der

Seemacht seines Vaterlandes; Marcus Atilius Regulus, der der Niederlage einen weit höheren Ruhm verdankte als seinen Siegen; und Cajus Lutatius Catulus, der die große Schlacht bei den ägatischen Inseln schlug, während er an einer schweren Wunde litt, und den ersten punischen Krieg mit einem Triumph beschloß. Es ist unmöglich, die Namen dieser ausgezeichneten Bürger aufzuzählen, ohne daran zu denken, daß sie alle ohne Ausnahme Plebejer waren, und daß sie, ohne den ewig denkwürdigen Kampf des Cajus Licinius und Lucius Sextius, entweder zu dunkler Verborgenheit verurtheilt, oder genöthigt gewesen wären, die Talente und Kräfte, denen Pyrrhus und Hamilcar unterlagen, in Bürgerzwisten zu vergeuden.

Wir können annehmen, daß ein lateinischer Dichter an einem solchen Tage seinem patriotischen Enthusiasmus in dem wiederholten Jubelruf Io triumphe, den Horaz bei einer weit weniger begeisternden Veranlassung anstimmte, und in Lobpreisungen Luft machte, wie Virgil sie dem Anchises in den Mund legte. Die Ueberlegenheit mancher fremden Nationen und besonders der Griechen in den müßigen Künsten des Friedens, mochte er mit geringschätziger Offenherzigkeit zugeben, dagegen aber den Vorrang in allen Eigenschaften, welche ein Volk zur Eroberung und Beherrschung der Welt befähigen, für die Römer in Anspruch nehmen.

Das nachfolgende Lied gehört der letzten Periode der lateinischen Balladenpoesie an. Nävius und Livius Andronicus waren vermuthlich unter den Kindern, welche von ihren Müttern in die Höhe gehoben wurden, um den Triumphwagen des Cu-

rius vorbeiziehen zu sehn. Der Volksdichter, welcher an jenem Tage sang, lebte möglicher Weise noch lange genug, um die ersten Hexameter des Ennius zu lesen und die ersten Lustspiele des Plautus zu sehn. Sein Gedicht zeigt, wie sich auch erwarten ließ, eine weit ausgebreitetere Bekanntschaft mit der Geographie, den Sitten und den Producten entfernter Länder, als man in Dichtungen aus der Zeit des Camillus gefunden haben würde. Aber er ist um Zeitbestimmungen unbekümmert; er hat Reisende von dem Koloß von Rhodus, und von den Gebäuden und Gärten erzählen hören, mit welchen die macedonischen Könige Syriens ihre Residenz an den Ufern des Orontes verschönert hatten; aber es ist ihm nie eingefallen zu untersuchen, ob diese Dinge auch schon zur Zeit des Romulus vorhanden waren.

Die Weissagung des Capys.

Ein Lied, gesungen bei dem Gastmale auf dem Capitol, an dem Tage, als Manius Curius Dentatus, zum zweiten Mal Consul, über den König Pyrrhus und die Tarentiner triumphirte, im Jahre der Stadt CCCCLXXIX.

I.

Erschlagen liegt Amulius,
Der großen Sylvier Sohn,
Der König Alba Longa's
Auf Aventinus' Thron.
Todt liegt der Priester Camers,
Der jenen Richtspruch gab:
„Die Kinder in die Tiber,
Die Mutter in das Grab."

II.

Heut wird den See von Alba
Kein Fischernetz durchstreichen;
Heut dröhnt der Schlag der Aexte nicht
Auf Alba's dunkle Eichen;
Das Joch hängt auf der Krippe,
Die Sense liegt im Heu;
Heut feiert jedes Tagewerk
Auf Dorf und Meierei.

III.

Und jeder Bürger Alba's
Erscheint in hellem Weiß,
Und jedes Haupt bekränzt sich
Mit einem Pappelreis;
Und jede Pforte Alba's
In Blumenschmuck sich beut:
Denn wir fanden die Verlornen,
Die Todten leben heut.

IV.

Ihr Urtheil sprach ein blut'ger Fürst;
Ein Lügenpriester Urtheil sprach;
Man warf sie auf die wilde Flut,
Das wilde Thier spürt' ihnen nach;
Wildes Thier und wilde Flut
That ihnen nichts zu leid;
Und wir fanden die Verlornen,
Die Todten leben heut.

V.

Der reißende Fluß erkannte sie;
Sein gelber Schaum umspielt'
Sanft schaukelnd nur die Wiege,
Die Roms Geschick enthielt.

Die reißende Wölfin leckte sie,
Wie was sie selbst geboren,
Und tränkte sie mit wilder Milch,
Aus Fleisch und Blut gegohren.
Zwanzigmal hat sich das Jahr
Seit jener Zeit erneut;
Und wir fanden die Verlornen,
Die Todten leben heut.

VI.

Eine Lust, das Paar zu sehn,
Schön von Gestalt und groß,
Von Alba Longa ziehend
Nach des Großvaters Schloß.
Von Baum zu Baum Guirlanden
Gehängt den Weg entlang;
Voraus die Musikanten
Mit munterm Pfeifenklang.

VII.

Romulus rechts, sein Arm mit Blut
Bis zum Ellnbogen befleckt,
In seiner Hand ein Breitschwert,
Ein Haupt darauf gesteckt —

Ein Haupt in eisernem Helme,
Mit struppigen Borsten behaart,
Ein zottig Haupt, ein schwarzes Haupt,
In wildem Blick erstarrt: —
Das Haupt von Fürst Amulius,
Der großen Sylvier Sohn,
Dem König Alba Longa's
Auf Aventinus' Thron.

VIII.

Remus zieht links, bis zum Gelenk
Die Hände roth befleckt,
In seiner Hand ein Jagdspieß,
Ein Haupt darauf gesteckt —
Ein Greisenhaupt voll Runzeln,
Mit Silberhaar und Bart,
Gehüllt in heil'ge Binden
Nach der Pontifen Art —
Das Haupt des alten Camers,
Der jenen Richtspruch gab:
„Die Kinder in die Tiber,
Die Mutter in das Grab."

IX.

Hinter ihnen, zwei und zwei,
Ziehn die Genossen her,

Die vierundvierzig, stark und treu,
Mit Bogen, Beil und Speer.
Herbei rennt aus den Dörfern
Das frohe Volk und schaut;
Buben jauchzen, Hunde bellen,
Und Kinder lachen laut;
Die Greise sehn mit Thränen
Die Söhne Rhea's ziehn;
Die Maid kreischt ob der Häupter auf
Und geht doch näher hin.

X.

Also ging's den See entlang,
Vorbei bei Hürd' und Stalle,
Durch Kornfeld und durch Weinberg,
Bis zu des Alten Halle.

XI.

Und Capys saß im Schloßthor,
Capys, der blinde Seher;
Er zitterte von Kopf zu Fuß,
Als Romulus kam näher.
Steif stand sein Haar, und Flammen
Sein blindes Auge schoß:
„Heil dir, der Wölfin Pflegekind!
Des Wundervaters Sproß!

XII.

„Doch du — was willst du hier
In des Alten stiller Halle?
Was will der Aar im Käfig,
Der Auerochs im Stalle?
Gefüllt sind unsre Scheuern,
Froh rankt sich unser Wein,
Die Hügel sind von Schafen weiß —
Doch all das ist nicht dein.

XIII.

„Nicht dein der Schatz, der golden
In Tarsis Minen ruht;
Nicht dein die Ballen, die das Schiff
Gebracht durch Libyens Flut;
Dein Bett ist nicht von Daunen,
Aus Amber nicht dein Trunk;
Arabiens Salben sind nicht dein,
Noch Sidons Purpurprunk.

XIV.

„Laß Myrrhen und Juwelen,
Den üpp'gen Pfühl und Heerd,
Für Menschen, die von Menschen sind,
Die Weibes Milch genährt.

Du taugst nicht zum Erwerbe,
Zur Ruhe nicht, noch Lust,
Du, der aus des Kriegsgotts Lenden entsprang,
Und gezupft an der Wölfin Brust.

XV.

„Dein Name wird erschallen
Zum fernsten Erdenrand;
Erbauen wirst du eine Stadt
Des Ruhms, nach dir benannt;
Dort wird, wie Vesta's Feuer,
So lang' die Sonne kreist,
Fortleben deiner Amme Sinn
Und deines Vaters Geist.

XVI.

„Der Ochs keucht durch die Furche,
Dem Stachel unterthan;
Der Esel schleppt die schwere Last
Den Kieselpfad hinan;
Der Hund springt an dem Herrn auf
Mit schmeichelndem Gebell;
Die Scheere nimmt dem stillen Schaf
Die Wolle von dem Fell.

XVII.

„Doch deine wilde Amme
Hält keiner Scheere still;
Weh dem, der sie belasten,
Weh, wer sie stacheln will!
Wenn um ihr blutig Lager
Die Meute wüthend bellt,
Beißt stumm sie um sich, bis sie stumm
Auf Hundeleichen fällt.

XVIII.

„Pomona liebt den Fruchtbaum,
Liber den Zecherschwarm,
Pales den strohgedeckten Stall,
Vom Hauch der Rinder warm;
Und Venus das Geflüster
Von Bräutigam und Braut,
Wo des Aprilmonds leises Licht
Durch's Laub der Linde thaut.

XIX.

„Doch dein Vater liebt das Klirren
Von Breitschwert und von Schild;
Er labt sich an dem Brodem, der
Aus frischem Schlachtfeld quillt;

Und grimmer ist sein Lächeln
Als seine grimme Wuth,
Wenn schwarz des Rauches Wolke auf
Erstürmten Städten ruht.

XX.

„Und so wie er, der Kriegsgott,
Der dich erzeuget hat,
Und so wie sie, die dich gesäugt,
Sei du und deine Stadt.
Laß' üppigen Campanern
Ihr Räucherwerk und Bad;
Laß' Tyrus' schmutzigem Geschlecht
Sein Glas und Weberblatt;
Karthago's Söhnen gönne
Das Ruder ohne Gram,
Dem Griechenvolk sein Marmorwerk
Und seinen Bücherkram.

XXI.

„Dein, Römer, ist das Pilum;
Das Schwert ist, Römer, dein,
Der Graben, der umzäunte Wall,
Der Legionen Reih'n;
Dein die Triumph-Quadrige,
Die lorbeergrüne Schaar,
Die durch der Gassen Jauchzen zieht
Zu Jupiters Altar.

XXII.

„Es senkt vor dir der Volsker
Dereinst die kühnen Brau'n;
Du sollst Campaniens Lockenvolk
Vor deinem Stuhle schau'n;
Vor deinen Ruthen zittert
Der Lucumonen Thron;
Nur dir gehorcht das Eisenherz
In Samniums stolzem Sohn.

XXIII.

„Es wird der Gallier kommen
Aus Nordens Nacht und Eis;
Zum Fraß giebst du sein blondes Heer
Den Weih'n und Raben Preis.

XXIV.

„Des Ostens Ueberwinder,
Der Grieche, naht mit Macht;
Die Erde dröhnt, denn mit ihm zieht
Das Riesenthier zur Schlacht,
Das Thier, auf dem der Thurm steht,
Gerüstet und bemannt,
Und zwischen beiden Augen hängt
Die lange Schlangenhand.

Die kühnen Epiroten
Stehn vorne, Speer an Speer;
Die falschen Tarentiner
Ziehn schimmernd hinterher.

XXV.

„Die Tarentiner fliehen
Wie Schafe vor dem Hund;
Umsonst um seine Banner färbt
Der Epirot den Grund.
Die grauen Geier steigen
Vom Apenninenrand
Und schmausen Fett und Augen
Der großen Schlangenhand.

XXVI.

„Ein Hoch den guten Waffen
In Mavors Kriegerland!
Ein Hoch dem starken Pilum
In starker Römerhand!
Ein Hoch dem kurzen Breitschwert,
Das durch der Phalanx Plan,
Durch Schilderdamm und Lanzenwald
Sich haut die blut'ge Bahn!

XXVII.

„Ein Hurrah dem Triumphzug!
Er streckt sich meilenweit.
Die bleichen Kriegsgefangnen
Ohn' Ende aufgereiht!
Ihr kühnen Epiroten,
Wo mag Rothkönig sein?
Ihr Tarentinerhunde,
Wusch Rom die Toga rein?

XXVIII.

„Ein Hurrah dem Triumphzug!
Er streckt sich meilenweit.
Hurrah! das Prachtgewirk vom Nil,
Und Tyrus' Purpurkleid!
Wie der Fasanenbüschel
Vom Helm herunternickt!
Seht! Indiens Kronen hat Gestein
Wie hier am Gurt geschmückt!
Wie Becher dort und Urne
Von Gold und Silber strahlt!
Hier Liebes- und Kriegsgeschichten
Auf Tafeln bunt gemalt!
Das Erz dort scheint zu reden,
Zu zucken dieser Stein, —
Die Götter sind's, die solche Kunst
Dem Griechenvolk verleih'n.

XXIX.

„Ein Hoch Rom's Heldensohne,
Dem Mann von Curius Stamm
Der dreimal zog in höchster Noth
Und im Triumphe kam.
Webt, webt für Manius Curius
Das dritte Palmenkleid!
Macht ihm das dritte Festgespann,
Den dritten Kranz bereit!
Zäumt die mit Bogennacken,
Die Rosse Rosea's,
Und schmückt den Stier, wie Schnee so weiß,
Den Stier Mevania's.

XXX.

„Selig der Römer, welcher
Roms hellsten Morgen sieht,
Wenn durch die heil'ge Gasse
Der Sieger Festmarsch zieht,
Und durch das tosende Forum
Und um der Flehenden Wald
In's ew'ge Capitol hinauf
Zu Jovis Thoren wallt.

XXXI.

„Und wo am Doppelhafen
Corinthus' Veste droht;

Wo auf sein Rhodus niederschaut
Der riesige Tagesgott;
Wo murmelnd der Orontes
In Lorbeerschatten schleicht;
Wo rother Säulen Spiegelbild
Tief in den Nilstrom steigt;
Wo auf der stillen Tiefe,
Vor Well' und Wind gewahrt,
Der Wald, der schattig dunkle,
Von Byrsa's Masten starrt;
Wo durch das Eis des Nordens
Im Pelz der Jäger streift;
Wo durch den Sand im Sonnenland
Die Karavane schweift;
Wo Atlas seinen Schatten
Wirft auf Oceanus' Strom, —
Mit Beben nennt von End' zu End'
Man deinen Namen, Rom."

LIBRARY OF CONGRESS
0 014 493 830 6